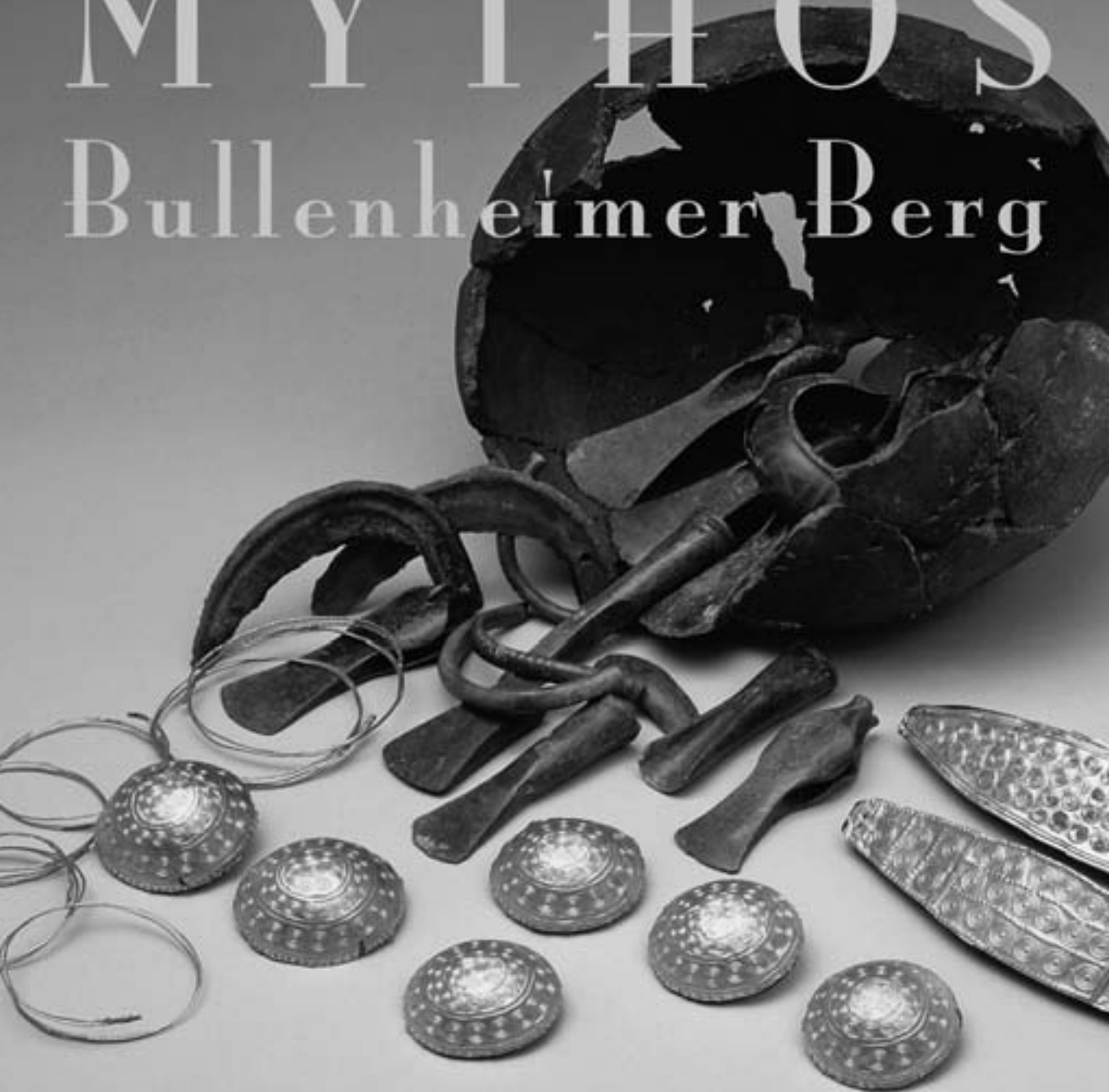


<b>Intro/Impressum</b>	<b>5</b>
<b>Dürer-Ausstellung in Nürnberg</b>	<b>6</b>
<b>Vom Edelschund zum Wertobjekt</b>	<b>12</b>
<b>Über Urheberrecht und Kulturförderung</b>	<b>18</b>
<b>Lichtblick</b>	<b>22</b>
<b>Der Tiermaler Heinrich von Zügel</b>	<b>24</b>
<b>TRAM-Art</b>	<b>26</b>
<b>On the road</b>	<b>28</b>
<b>Kein Licht im Dunkel</b>	<b>30</b>
<b>Mann rosa</b>	<b>32</b>
<b>Das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzen</b>	<b>33</b>
<b>Entflammt für zeitgenössische Musik</b>	<b>34</b>
<b>Kultur</b>	<b>36</b>
<b>Shortcuts</b>	<b>38</b>

# MYTHOS

## Bullenheimer Berg



1. Juli - 4. November 2012

**Knauf-Museum Iphofen**

Am Marktplatz, 97343 Iphofen

Öffnungszeiten: Dienstag bis Samstag 10 bis 17 Uhr, Sonntag 11 bis 17 Uhr, Tel. 09323/31-528 oder Tel. 09323/31-625, Fax 09323/5022

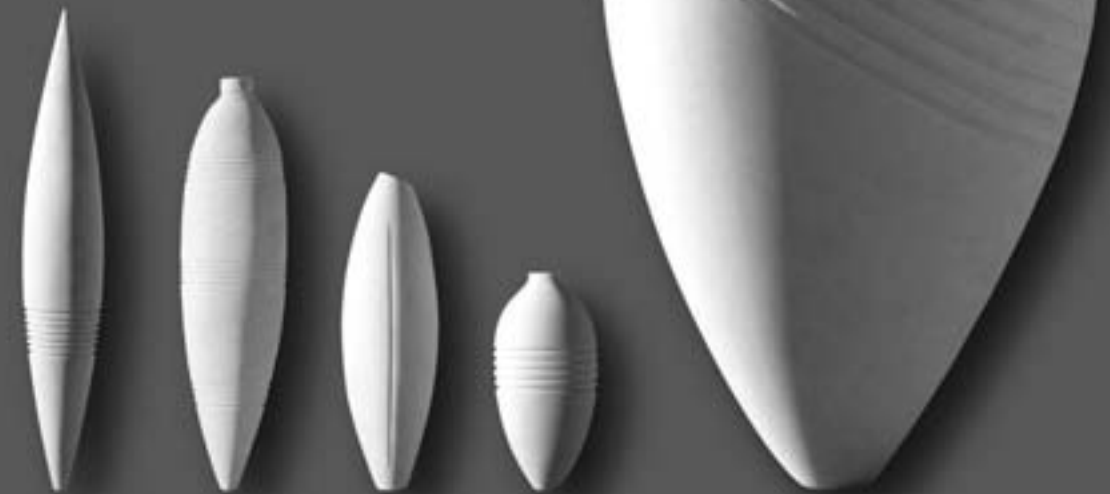
[www.knauf-museum.de](http://www.knauf-museum.de)



Kultur  
im Franck-Haus

# Gil Topaz

„Forme nello spazio“



## Skulpturen-Ausstellung

Ausstellungseröffnung: Freitag, 22. Juni, 19.00 Uhr

Ausstellungsdauer  
23. Juni - 30. September 2012  
Öffnungszeiten  
Mi. bis Sa. 14.00 - 18.00 Uhr  
So. / Feiertag 10.00 - 18.00 Uhr

Ausstellungsort  
Franck-Haus  
97828 Marktheidenfeld  
Untertorstraße 6  
Telefon: 09391/81785

Veranstalter  
Stadt Marktheidenfeld  
[www.marktheidenfeld.de](http://www.marktheidenfeld.de)  
Eintritt frei



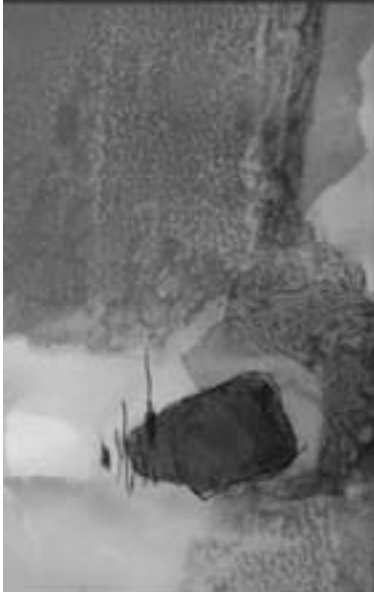
# KUNSTDINGS

| 20. Juli 2012 Eröffnung, 20:00 Uhr  
 | 21. Juli 2012, ab 18:00 | Schauspiel ab 20:00 Uhr  
 | 22. Juli 2012 Finissage, ab 18:00 Uhr  
 | Eintritt frei

**BILD**

**WORT**

**OBJEKT**



Evelyn Bräunlich

Martin Menner

Gabi Weinkauf

www.KUNSTDINGS.de

**RICHTER FRENZEL**

## Intro



Liebe Leser, leider müssen wir das obige Bild streichen. Zunächst haben wir einfach keinen Artikel gefunden, zu dem es hätte passen können. Doch nicht genug: Schließlich entbrannte unter den Redaktionsmitgliedern ein heftiger Streit darüber, ob man ein solches Bild dem Leser oder der Leserin überhaupt zumuten könnte. Vor allem unsere Mitarbeiterinnen wandten sich ab. Unsere Männer hatten damit keine Probleme. Sie konnten glaubhaft (durch sogenannte deiktische Handlungen) machen, daß sie tagtäglich mehrfach mit dem Zeigefinger im Ohr, in der Nase (gern beim Autofahren), und ähnlichem herumstocherten. Sie wurden überstimmt. Die weiblichen Redaktionsmitglieder stellten zudem den Antrag, zukünftig Redaktionssitzungen nur noch als Telefonkonferenzen abzuhalten und die Texte vor dem Versenden zu desinfizieren. Daß uns dies vor gewisse logistische Probleme stellt, dürfte klar sein.

Die Redaktion

### nummersechundsiebzig

herausgegeben vom **Kurve e.V.** –  
 Verein zur Förderung von Kultur in  
 Würzburg

**Druckauflage:** 1500 Exemplare  
**Herstellung:** Beckdruck GmbH, Würzburg

**Kontakt  
 nummer**  
 c/o Malerfürstentum Neu-Wredanien  
 Innere Aumühlstraße 15-17 · 97076 Würzburg  
 Tel.: 0931 – 413937 · mail@nummer-zk.de

**Redaktion und Mitarbeiter**  
 Angelika Summa [sum] – V. i. S. d. P.  
 Wolf-Dietrich Weissbach [wdw],  
 Achim Schollenberger [as], Renate  
 Freyisen [frey], Frank Kupke [fk], Ulrich  
 Karl Pfannschmidt [ukp], Eva-Suzanne Bayer,  
 Falk von TraubenbergBobby Langer.

Für die Inhalte der  
 Artikel sind die AutorInnen selbst verantwortlich.

**Umschlaggestaltung**  
 nach einem Konzept von Akimo  
**Umschlagfarbe** Pantone 1385 C  
 gesponsert von Amerigo Vespucci

**Layout**  
 Wolf-Dietrich Weissbach

#### Anzeigenpreisliste 2.2010

Künstlerportfolio:  
 € 100 Ganze Seite 180 x 240 (186 x 246)  
 Short Cuts:  
 € 80 Viertelseite 77,5 x 100  
 € 100 Halbe hoch 77,5 x 205  
 € 100 Halbe quer 160 x 100  
 € 200 Ganze Seite 186 x 246  
 € 250 Anschnitt/U4 186 x 246  
 alle Maße: Breite x Höhe in mm  
 alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

Umschlagfarbe (Sponsoring):  
 € 100 HKS-Farbskala  
 € 125 Pantone-Farbskala  
 alle Preise zuzügl. gesetzl. MwSt.

€ 42 Mitgliedschaft im 10 x 1 Heft  
 Förderverein Kurve e.V.  
 € 30 Jahresabonnement 10 x 1 Heft  
 € 30 Geschenkabonnement 10 x 1 Heft  
 € 60 Förderabonnement 10 x 2 Hefte  
 alle Preise inkl. gesetzl. MwSt.

Die Mitgliedschaft ist jederzeit kündbar.  
 Das Abonnement verlängert sich um weitere 12 Monate,  
 wenn es nicht 4 Wochen vor Ablauf gekündigt wird.  
 Das Geschenkabonnement verlängert sich nicht.

Mit freundlicher Unterstützung



# DER FRÜHE DÜRER

24.05. – 02.09.2012

... von außen ...

Von Eva-Suzanne Bayer  
Fotos: Wolf-Dietrich Weissbach

größte Dürer-Ausstellung  
Deutschland seit 40 Jahren



Prof. Dr. G. Ulrich Großmann  
Germanischen Nationalmuseums,  
bei der Eröffnung der  
Dürer-Ausstellung.

Oliver Mack,  
Projektverantwortlicher  
Kunsttechnologie,

Daniel Hess,  
Projektleiter und stellv.  
Generaldirektor des  
GNM,

Dr. Thomas Eser,  
Projektkoordinator.  
(alle von links).



GERMANISCHES  
NATIONAL  
MUSEUM

Der sentimentale Dürer, der Legenden-Dürer, der seit der Romantik durch die ältere Dürerforschung geistert, bleibt in der umfassenden Ausstellung „Der frühe Dürer“ (bis 2.9.) im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg buchstäblich draußen vor der Tür. Doch das Marmordenkmal „Albrecht Dürer als Knabe“ nach der frühesten authentischen Zeichnung des 13jährigen „Wunderkindes“ von Friedrich Salomon Beer (1882), das da im Ausstellungseingang thront, dient auch als imaginäre Folie für das, was die Dürerforschung heute ganz anders macht als früher: Sie bettet das Frühwerk des angeblichen Kunst-Monolithen in sein unmittelbares Nürnberger Umfeld, bindet sein Schaffen im Werk gleichzeitiger Meister ein, sucht Anregungen und Vorbilder, zeigt biographische Vernetzungen, die den „Solitär“ Dürer prägten. So durch Fakten gehalten und wissenschaftlich geerdet, verliert der einst als „deutscher deutscher Künstler“ Beweihräucherte jedoch keineswegs das individuelle Flair einer Ausnahmeerscheinung. Im Gegenteil. Vor dem Hintergrund seiner Zeitgenossen wird seine Leistung konkreter, nachvollziehbarer, sogar größer. Natürlich beeindruckt bei diesem sorgfältig geplanten Publikums-Hype auch Zahlen und Fakten. „Die größte Dürer-Ausstellung seit 40 Jahren“ schreit das Plakat. 197 Exponate sind zu sehen, darunter 120 Düreroriginale, 17 Gemälde, 47 Graphiken, 45 Zeichnungen, 11 Aquarelle. Die Werke kommen aus der Eremitage in St. Petersburg, aus dem Pariser Louvre, aus der Albertina Wien und aus den Uffizien in Florenz. Aber auch aus Los Angeles, Washington und Philadelphia. Das früheste Dürerwerk ist sein Selbstbildnis als 13jähriger mit einer Fingerhaltung, die an den 12jährigen Jesus vor den Schriftgelehrten erinnert, das älteste, das 1504 entstandene Gemälde „Anbetung der Könige“, ein Kernstück seines Schaffens. Bei der letzten großen Dürerschau 1971 zu seinem 500. Geburtstag in Nürnberg wurde „der größte Sohn der Stadt“ noch als Wundpflaster gegen den Schrecken der Zerstörung Nürnbergs und gegen den Mißbrauch der Stadt durch das Naziregime gebraucht. Es war, als beschwöre man in ihm das „gute Deutsche“ nach all dem nationalen moralischen Desaster. Die jetzige Ausstellung ist nicht nur frei von politischen Altlasten. Sie ist auch frei von den Altlasten einer spekulativen oder legendenorientierten Forschung. Sie räumt den Blick frei auf einen wissenschaftlich belegten Dürer, und sie zeigt, wie wenig Präzises wirklich greifbar ist, trotz zahlreicher Zeitdokumente und Selbstzeugnissen des Künstlers.

So ist auch kein Jubiläum (Dürer lebte von 1471-1528), sondern ein Forschungsprojekt der Grund zu dieser Präsentation. Weil gerade in der Frühzeit Dürers beträchtliche Wissenslücken klaffen, gewann vor drei Jahren der Vorschlag, den jungen Dürer gründlich zu durchleuchten, im Wettbewerb um Fördergelder höchste Priorität. Durchleuchten im wahrsten Sinn des Wortes, denn Werke von und um Dürer wurden im Zuge des Projekts mit den neuesten technischen Methoden der Kunstwissenschaft untersucht, mit Infrarotreflektographie, mit Röntgenstrahlen und mit UV-Fluoreszenzfotografie. Weil Dürer oft seine Bilder in der Endfassung gegenüber der Unterzeichnung änderte, brachten die Ergebnisse dieser exakten Analyse Neues und Überraschendes über den alten Meister zu tage. Warum das Projekt „Früher Dürer“ ausgerechnet 1505 endet, leuchtet nicht ganz ein. Ist es das Datum, an dem sich der überaus geschäftstüchtige junge Mann in seiner Heimatstadt etabliert hatte? Bezieht es sich auf die fast maßlosen Ruhmeselogen, in denen Dürer schon früh als „fränkischer“ Apelles (antiker Maler um 400 v. Chr.) gefeiert wurde? Oder gilt der Aufbruch des 34jährigen Zeichners und Malers auf die tatsächlich gesicherte 2. Italienreise als Zäsur? Man hätte sich deutlichere Hinweise gewünscht. Die ganz in Rot-Schwarz ausgeschlagenen Kojen, Nischen und kleinteilige Raumsequenzen inszenierte Ausstellung ist in vier, freilich etwas präziös betitelte Kapitel unterteilt. Das erste stellt die Frage nach dem unmittelbaren sozialen Umfeld des jungen Dürers in der Burggasse, das mit seinen Bildungs- und Geldbürgern, reichlich vertreten in der prosperierenden Handels- und Kulturstadt, die Entwicklung Dürers wesentlich förderte. Patrizier und gewiefte Parvenus wohnten in unmittelbarer Nachbarschaft, weltgewandte Kaufleute, gebildete Humanisten, die in Italien studiert hatten. Der Verleger der Schedelschen Weltchronik war Dürers Taufpate. Eine der damals größten Bibliotheken stand ihm, der freilich weder Lateinisch noch Griechisch zu lesen verstand, zur Verfügung. Dieser Humus, der Gesellschaftsschranken lockerte und individuelle Leistung anerkannte, war fruchtbar für Ausnahmetalente wie Dürer. Die zweite Sequenz versammelt um Dürer die bedeutendsten Künstler seiner Zeit, den gerade verstorbenen Hans Pleydenwurff, seinen Lehrer Michael Wolgemut, den von Dürer verehrten Martin Schongauer, einen Pionier in neuen Medium Drückgraphik, und die ihm sicher durch Graphiken bekannten oberitalienischen Hochrenaissancemeister Mantegna und Bellini.

Albrecht Dürer: Das Wappen des Todes, 1503, Kupferstich, GNM Graphische Sammlung



Michael Wolgemut: Vertreter der geistlichen Stände (Detail), Fragment eines Rosenkranzaltars aus der ehemaligen Dominikanerklosterkirche St. Marien, Nürnberg, um 1490/1495, Malerei auf Nadelholz, Nürnberg, Kirchengemeinde St. Lorenz.



Mit der Spekulation, Dürer sei gleich nach seiner belegten vierjährigen Gesellenreise zu seiner ersten Italienreise aufgebrochen, räumt die Wissenschaft heute gründlich auf. Nachweisbar ist lediglich eine Reise nach Südtirol an der deutschsprachigen Grenze entlang, was die zahlreichen Aquarelle von Innsbruck, Trient und vom Cambratal beweisen. Gerade bei den grandiosen Aquarellen muß man von der geliebten Hypothese, die Dürer als Erfinder der Pleinair-Malerei feiert, Abschied nehmen. Dürer arbeitete keineswegs vor der Natur, sondern schuf die Aquarelle nach Skizzen im Atelier. Er entdeckte auch nicht im „Feldhasen“ oder im „Großen Rasenstück“ die Reize der unscheinbaren Alltagsstücke. Weil er anfangs kein Atelier hatte und damit auch keinen Zugriff zu Musterzeichnungen, mußte er die Grundlagen seines Werkstattfundus selbst schaffen. Auch seine bahnbrechenden Selbstporträts (keines ist in Nürnberg) entsprangen weniger einem völlig neuen künstlerischen Selbstwertgefühl als merkantilem Interesse. Der ehrgeizige Newcomer wollte vielmehr potentielle Kunden zu Porträtaufträgen anlocken und ihnen seine Meisterschaft beweisen. Das gelang ihm in bisher unbekanntem Nuancenreichtum und einer unerhörten technischen Perfektion.

Der dritte Abschnitt untersucht unter dem Titel „Dürer als Dramatiker“ seinen wohl einzigartigen visuellen Erzählreichtum. Ob in der Malerei (hinreißen die „Anbetung der Könige“ 1504 aus den Uffizien) oder in der Graphik („Die Apokalypse“, 1497/98), ob bei sakralen Themen („Marienleben“, 1504/05) oder mythologischen (den Kupferstichen „Herkules am Scheideweg“, „Das Meerwunder“ und „Nemesis/Das große Glück“), Dürer konzentrierte sich immer auf den Handlungshöhepunkt, die Vielfalt der Bewegungsrhythmen, die Beziehungen der Personen in und auf einem präzisen, wirklichkeitsnahen Schauplatz. Dabei gelang es ihm nicht nur, psychische Befindlichkeiten bis in die kleinsten Nuancen auszuloten, sondern er gab auch dem Unsichtbaren, Ungreifbaren nachvollziehbare Gestalt.

Die abschließende Frage im vierten Kapitel „Was ist Kunst?“ bleibt rein rhetorisch und ist zum Scheitern verurteilt. Fakt ist: Dürer stand an einer Zeitenwende, an der mittelalterliche Tradition und Glaubensgewissheit untergingen und der Geist der Renaissance, die sich Naturstudien und wissenschaftlichen Erkenntnissen verschrieb, auch im Norden zu leuchten begann. Was Gelehrte und Literaten geleistet hatten, prägte nun auch die bildende Kunst. In dieser Zeit verwandelte sich der

Kunstabgriff, den es zuvor so nicht gegeben hatte, fundamental. Die Wirklichkeit wurde systematisch vermessen, die Qualität eines Bildes nach der technischen Raffinesse, Natur nachahmen zu können, beurteilt. Als Künstler galt nun, wer Neues erfand und entwarf, wer, wie es so oft in damaligen Schriften heißt, „die Natur übertraf“. Daß Dürer gerade hier Immenses leistete, wird gerade im Vergleich mit seinen Zeitgenossen deutlich.

Dies alles, zudem noch das fetzig aufgemachte und lebendig inszenierte, von der Nürnberger Versicherung großzügig gesponserte „Dürer-Labor“ zu würdigen, ist freilich enorm anstrengend für den Besucher. Er wird durch unumgängliches Schlangestehen auch mit Internet Ticket (trotzdem sehr zu empfehlen!!!), durch das konservatorisch bedingte Halbdunkel in der Ausstellung, durch die bei der Besucherfülle bedrängende Enge ohnehin gefordert. Dazu kommt: Wir sind in unserem Rezeptionsverhalten heute ein schnelles Erfassen des Bildganzen gewohnt. Hier aber gilt es, das geduldige Buchstabieren der Bildelemente neu zu üben, das langsame, bedächtige Sehen, das sich von Detail zu Detail vortastet, wiederzuerlernen. Wer auf ein schnelles Event aus ist, wird hier enttäuscht. ¶

Öffnungszeiten im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg:

Di-So: 10-18, Mi 10-21 Uhr.

Sonderöffnung: Mo 10-18, Do 18-21 Uhr.



Wolf-Dietrich Weissbach: Vertreter einer Landesregierung (Ausschnitt), vermutlich Nürnberg 2012



K 4 cols Daily Ed Page - 1st Edition -  
Wanted 4:30 P.M.

„Nobody Home“  
vermutlich 1920er Jahre  
Sammlung Nahmias, Mailand  
aus dem Katalog:  
Alexander Braun  
“Winsor McCay 1869-1934  
Comics, Träume, Filme“  
368 Seiten, 700 Abb.  
Bocola Verlag Bonn  
Preis: 49.-€

Zu sehen  
sind die Werke  
von Winsor McCay  
vom 23.6. bis 28.10.  
im Cartoon-Museum  
in Basel.

# Vom Edelschund zum Wertobjekt

25 000 Besucher kamen zum  
15. Internationalen Comic Salon nach  
Erlangen

**1338509 Euro und 20 Cent** sind eine stolze Summe. Natürlich nicht, wenn es um die Bilder der Impressionisten geht oder Arbeiten der Platzhirsche der bildenden Kunst wie Picasso, Munch, Klimt, Schiele, Rothko, Warhol oder Richter. Auch nicht auf dem Markt der klassischen Moderne beginnt dabei das große Schlucken, höchstens die zeitgenössischen Künstler hüsteln verlegen und kommen ins Träumen angesichts solcher Aussichten.

Wenn nun aber auf einer Auktion soviel Geld für das gezeichnete, bunte Titelblatt eines Comic-Albums hingeblättert wird, darf man getrost solche Worte wie Wahnsinn, sensationell, unglaublich niederschreiben. In Paris zahlte dieser Tage, vermeldet die Weltpresse, ein Bieter, der verständlicherweise anonym bleiben wollte, bereitwillig das stolze Preisgeld für einen kleinen, aus der Pfanne essenden Cowboy samt kleinem, weißen, knochenkauenden Hund. Sie sitzen wohl an einem Lagerfeuer, das man nicht sehen kann, dafür aber die drei grimmig lauernden Rothäute im Hintergrund. Im Comic Salon kennt jeder den Namen des Knirpses, natürlich auch den des

Hündleins, schließlich sind sie weltberühmt. Tim und Struppi heißt das Duo auf Deutsch und für deren Abenteuer in Amerika (Tintin en Amerique) hatte 1932 der belgische Comiczeichner Hergé, (mit bürgerlichem Namen Georges Remi) das Titelblatt gefertigt. Nun gehört der pfiffige Reporter zu den teuersten Gestalten der Comic Historie.

Von der Seine an die Regnitz. Alle zwei Jahre wird dort, in Erlangen, ein Festival zum Nabel der gezeichneten Welt. Der Internationale Comic Salon, es ist in diesem Jahr der 15., gilt als wichtigste Veranstaltung für die neunte Kunst im deutschsprachigen Raum. Nur das Festival in Angoulême im Westen Frankreichs dürfte in Europa einen höheren Stellenwert besitzen.

25 000 Besucher zählte man dieses Jahr Anfang Juni in Erlangen. Die meisten kamen natürlich ins Comic-Mekka, dem Kongresszentrum Heinrich-Lades-Halle, wo für vier Tage alles um den Comic und darum herum geradezu zelebriert wird. 150 Aussteller boten an den Messeständen das Allerneueste, aber auch Altes aus den Beständen, dort saßen die meisten der 400 angereisten Künstler

und Künstlerinnen bereitwillig annähernd 1000 Signierstunden lang, um treu und brav, ohne Murren und Klagen, ein ums andere Heftchen oder Album mit Unterschrift oder gar mit einer Originalzeichnung zu veredeln.

Schnell waren die neu aufgelegten limitierten Winnetou-Abenteuer vergriffen, die Helmut Nickel einmal vor 50 Jahren gezeichnet hatte. Unermüdlich verzierte der mittlerweile 88jährige jeden Band mit einem Konterfei des berühmten Indianers, genoss sichtlich dabei die Aufmerksamkeit der Schlange stehenden Fans. Irgendwie „Edelschund“ war das damals, so hat er sich vor Jahrzehnten mal geäußert, heute ist es gedrucktes Sammlerglück. Mit Wertsteigerungspotential. Überall sitzen sie und zeichnen, gebeugt über die noch leeren Seiten, der Realität entrückt und eingetaucht in ein anderes Universum, wo Enten und Mäuse menschlich werden, Superhelden Superkräfte haben, Zauberer magische Dinge tun, Mißgeschicke passieren, auch grausige Dinge, spannende Abenteuer und heftige Liebesgeschichten. Manchmal wird dieses Universum zum Spiegel der Welt, in der wir leben.

Fast jeder Verlag bietet etablierte Stars der Branche oder Nachwuchstalente auf, Altmeister ernten die Früchte für das Lebenswerk. Ein kollektives Stricheln beseelt die Halle, oftmals in Reih und Glied sitzen die Autoren und Künstler, hier wird ein Heft signiert, gleich daneben ein Album, mittendrin, über den Tisch hinweg, auch mal das T-Shirt eines kleinen Jungen verziert. Schnell malt Disney-Zeichner Mau Heymanns einen originalen Donald Duck auf die Brust eines kleinen Jungen, wohl wissend, daß dieses Hemd nun nie wieder eine Waschmaschine von innen sehen wird. Das weiß auch die Mutter des Knirpses und lacht. Gleich um die Ecke stehen die Fans der Superhelden Schlange um eventuell darum zu würfeln, wiederum Schlange stehen zu dürfen. Wer für 20 Euro einkauft und einen Pasch würfelt, bekommt ein Ticket, um später die erworbenen Hefte oder Alben von einem Menschen aus Fleisch und Blut signieren oder mit einer Zeichnung versehen zu lassen.

Das populäre Stickeralbum ist die Ursache für Kleingruppenbildung, ob jung oder älter, man tauscht sich aus mit Bildchen und Worten, schon



Dies ist eine Bildunterschrift, die darüber aufklärt, daß zu den folgenden drei Bildern eigentlich keine Bildunterschriften nötig sind.



blüht der Handel. Das Sammelwerk ist zum dritten Mal das ideale Marketinginstrument mit Suchtpotential, welches den Jäger weckt, nicht nur den Sammler. Aber es nervt auch, denn die Hetzerei nach den Klebbildchen kostet Zeit. Dabei gibt es soviel zu bestaunen.

Nicht umsonst dauert der Salon vier Tage. 30 Diskussionsrunden rund ums Thema, über die ganze Stadt verteilte Ausstellungen, Neuentdeckungen und Wiedersehen mit bekannten Figuren füllen das dicke Programm. Für ältere Besucher scheint das Festival ein regelrechter Jungbrunnen zu sein. „Das hab' ich auch gelesen, das kenn' ich doch“, so mancher stolzer Vater erzählt seinem Jüngsten, wie das damals war. Doch die Jugend hat anderes im Sinn. Andere Comics, andere Helden. Kostümiert als zauberhafte Elfe oder Langohrghnom, leibhaftig einer Mangawelt entstiegen, flanieren junge Mädchen durch die Menge. Kokettierend, sich ihrer Wirkung bewußt, posieren sie allzu schnell für die gezückten Digitalkameras. Ein kostümierter Rattenfänger versucht daneben unermüdlich, mit Flötentönen und guten Worten die Leute zu seinem Comic zu locken. Doch die sind vielfach abgelenkt. In der Sonderschau „Illustration der Geschichte – Comics aus der arabischen Welt“, die sich mit der Rolle der Comics im gesellschaftlichen und politischen Transformationsprozeß in Nordafrika und im Nahen Osten auseinandersetzt, wurden die Arbeiten von über 50 Künstlerinnen und Künstlern – mehr als 20 waren anwesend – aus Ägypten, Algerien, Marokko, Tunesien, dem Libanon, Jordanien, den Palästinensischen Gebieten und Syrien präsentiert. Viele dieser Comics sind in Europa kaum bekannt und fristen ein Schattendasein. Es gibt aber offenbar eine rege Zeichner- und Autorenszene, deren Arbeiten auch mitunter die Härte der Zensur trifft. „Metro“ von Magdy El-Shaffee, beispielweise, wurde schnell nach seiner Veröffentlichung vor ein paar Jahren verboten und brachte seinen Autor vor Gericht. Gerade zum Comic Salon wurde die Geschichte nun auf deutsch veröffentlicht.

Ein Stock höher im Kongreßzentrum schwingt sich einer, den man durch Film und Fernsehen bestens kennt, der legendäre Spiderman durch 50 Jahre und x-Ausgaben von Comicheften. Darunter sind echte, wertvolle Raritäten, so sein erster Auftritt in „Amazing Fantasy“ No. 15 vom August 1962. Das mittlerweile zu den zehn wertvollsten Comic-Heften gehörende Exemplar dürfte auch eine astronomische, sechsstellige Summen kosten. (Vermutlich ist die schützende Vitrine aus Panzerglas, zum Schutz vor Panzerknacker.)

Tiefe Blicke in eine neue Scheibenwelt tun sich auf. Auch in Erlangen geht man mit der Zeit. Per QR-Code und ausleihbarem iPad lassen sich in den Ausstellungen wunderbar die Zusatzinformationen auf den digitalen Flachmann holen. Kurios wird es leider dann, wenn das Digitale interessanter wird als das Original, welches, immerhin auch unter Glas, 30 Zentimeter entfernt an der Wand hängt. Der Comicleser 2.0 ist schon dabei heranzuwachsen und in nicht allzu ferner Zukunft werden – wisch, wisch – bald kleine Kinder versuchen, den Einband ihrer Kinderbücher per Zeigefinger weiterzuschieben. „Mama, wieso geht das denn nicht?“

Kommen wir zurück zur Kunst. Kunst war das, was der amerikanische Comic-Zeichner, Illustrator, und Trickfilmer Winsor McCay (1869-1934) um die Jahrhundertwende 1900 aus seiner Feder fließen ließ ganz bestimmt. Wieder und wieder hat sich McCay mit Traum und Traumdeutung auseinandergesetzt. 1904, vier Jahre nach der Veröffentlichung von Sigmund Freuds berühmter „Traumdeutung“, beschäftigte er sich in den 900 Folgen seines „Traum eines Käsetoast Liebhabers“, welche für den erwachsenen Leser konzipiert waren, ausschließlich mit Alpträumen. 1905 folgte mit „Little Nemo in Slumberland“, die geträumten, familientauglichen Abenteuer eines kleinen Jungen im Schlummerland. McCays Sohn Robert gab die Vorlage für den umtriebigen Helden im Nachthemd. Dieses Opus Magnum mit 550 Episoden in Vierfarbdruck und der imposanten Größe der amerikanischen Sonntagszeitungsseiten ist und bleibt einfach eine Augenweide voller überraschender Einfälle und graphisch bahnbrechender, an den Jugendstil erinnernde, Umsetzung. Da entdeckt man den meisterhaften Strich des Zeichners, die Kolorierung ist, wenn auch verblaßt, immernoch eine mit Lichtern und Tiefen geprägte Sache mit lavierten, und ohne Computer gefüllte Flächen. In einer sehenswerten kleinen Ausstellung, die stark abgedunkelt ist, ob der Lichtempfindlichkeit der alten Zeitungsseiten, die ja auf billigem Papier gedruckt waren, lassen sich in einer Zeitreise wunderbar die unerschöpflich scheinenden Traumwelten der Phantasie entdecken. Wer hat denn da auf der Couch gelegen? Sigmund Freud war es wohl kaum. Die englische Übersetzung seines berühmten Buches „Traumdeutung“ kam erst 1913 auf den Markt und von der deutschen Erstausgabe wurden bis ins Jahr 1908 offenbar nur ein paar hundert Exemplare verkauft. Und bis dahin hatte McCay schon Hunderte von Träumen durchwandert. ¶



# „Noch so eine Ausstellung und ich bin am Ende.“

Über Urheberrecht und Kulturförderung und viele Nullen.

Von Wolf-Dietrich Weissbach

Zettabyte (ZB) 1.000.000.000.000.000.000.000

Die Hütte brennt; Musikern – dem Vernehmen nach – sogar lichterloh. Vielleicht doch nicht so richtig, nur: bengalisch. Aber selbst die leiseren Künste, die Dichter, Filmemacher, Fotografen, Maler laufen vor Ärger heiß, über die Politeleven, die sich als die Nerds einer wahrhaft demokratischen Kultur in die Parlamente trollen. Ohne Zweifel hat der Shitstorm wider das Urheberrecht zur Popularität der virtuellen Cyborgs beigetragen. Vertrackt ist: Vor allem die auf Getön angelegten Künste erhoffen sich im Internet den Durchbruch. Der soll sich in Downloads auszahlen, die die Netzgemeinde nun plötzlich „für lau“ beansprucht, wie der Kiezdeutsche sagen würde. Das verheißungsvolle Netz, jenseits dessen es sie ohnehin kaum noch gibt, vergällt den Troubadouren nun die unstillbare Sangeslust.

Jedem das Seine. Die Musiker, wenn sie nicht gerade angesagte Stars sind, ereilt nur, vielleicht auf etwas andere Art, was den Fotografen längst widerfahren, deren analoges Berufsbild durch die Digitalisierung gräßlich verpixelt, vor allem entwertet wurde – es soll hier ja nicht allein darum gehen, daß im Netz geistiges Eigentum verendet. Inzwischen „kann“ jeder fotografieren; natürlich gibt es Koryphäen, anderen bleiben Nischen, Umschulung oder gut verdienende Lebenspartner. Features, Symbolbilder für jeden Zweck, was vielen einst zum Broterwerb taugte, gibt es inzwischen im Internet in jeder nur denkbaren Nuance als Stock-Fotos bzw. „Royalty-Free Images“ – technisch perfekt in schier unendlicher Auswahl und nahezu kostenlos.

Keine Frage schließlich, auch die Dichter, Schriftsteller, Journalisten bleiben von den Gratifikationen der digitalen Welt nicht verschont. Vielleicht ist die Gefahr, daß Wälzer von mehreren hundert Seiten unrechtmäßig aus dem Netz gesaugt werden, aufmerksamkeitsökonomisch etwas geringer; vielleicht haben sich auch die netzspezifischen Umgangsformen mit dem Kulturformat Literatur noch nicht voll entfaltet. Gleichwohl werden Texte jedweder Art, sohin vor allem auch die Arbeit der Journalisten, netzaffin oder nicht, im Datenverkehr regelrecht pulverisiert; werden an den newsdesks als blanker content „zur Kenntlichkeit entstellt“ (Ernst Bloch), formatiert eben, werden mangels Leistungsschutz von Google, facebook und Konsorten sorglos verlinkt und endlich zu den Bubbles einer Datenflut, die immer schon apokalyptische Ausmaße annimmt. 2016, so vermeldet gerade spiegel-online aus einer Studie des Netzwerkausrüsters Cisco, werden schätzungsweise 1,3 Zettabyte (eine Zahl mit zwanzig Nullen) Daten durch die weltweiten Computernetze getrieben. Zwecks Veranschaulichung wird eine Tabelle mitgeliefert, aus

der hervorgeht, daß man, um diese Datenmenge zu speichern, 328 Milliarden DVDs benötigte. So ganz verlässlich mögen solche Zahlen allerdings doch nicht sein, wenn es auch auf eine Null mehr oder weniger nicht ankommt; im Jahr vorher berichtete die nämliche Quelle von 9,57 Zettabyte Datenumsatz in Unternehmensservern. Auf Papier ausgedruckt und gestapelt ergäbe das zwanzigmal die Strecke von der Erde zum Neptun ... 2026 würde dieses Leporello endlich unser Sonnensystem verlassen und Alpha Centauri erreichen.

Man mag sich angesichts der Schuldenkrise oder dem Plan der Schufa, facebook zur Beurteilung von Kreditwürdigkeit zu nutzen, überlegen, ob es nicht Sinn machte, Euros und Dollars in Bytes zu konvertieren und zur globalen Leitwährung zu erheben. Ansonsten aber vermögen solche Nullenhäufel zwar Kosten zu verursachen, aber nichts zu erklären. So hatte eben diese Studie („How much information?“, zitiert nach Matthias Kremp, spiegel-online vom 11. April 2011) auch herausgefunden, daß der durchschnittliche Amerikaner 2009 pro Tag 34 Gigabyte Daten (einschließlich TV und Radio) verzehrte. Und zugleich betonte der Co-Autor dieser Studie, Roger Bohn, daß „die meisten Informationen (nur) durchlaufende Posten“ seien. „Sie werden sekundenschnell erstellt, verarbeitet und gelöscht, ohne daß sie von irgendeiner Person bewußt wahrgenommen würden“. Ist das Internet über weite Strecken also nur eine Schimäre? Und haben die Durchlaufposten jenseits einer bewußten Zensur, hat das Hintergrundrauschen für den einzelnen überhaupt Relevanz?

Darüber streiten die Fachleute seit Jahren. Der Internetkritiker Nicholas Carr behauptete schon 2008 in einem Essay „Macht Google uns dumm?“ (siehe Bernd Graff in: SZ vom 20.3.2011, Seite 14), daß sich unser Denken dem Rauschen anpasse und wir ihm kein „vertiefendes Denken“ mehr entgegensetzen könnten. Der Rechtswissenschaftler (Harvard) Cass R. Sunstein warnt in „republic.com“ und „republic.com2.o“ davor, daß sich Individuen eigene Filtersysteme gegen dieses Rauschen schüfen „mit verheerenden Folgen“. Der Berater von Präsident Obama nennt es „Echo-Kameralistik“, wenn alle Informationen, die einem nicht behagen, ausgefiltert werden und man sich in sozialen Netzwerken nur mit „Kontakten“ umgibt, die die gleiche Meinung teilen (ebenda). Schließlich behauptet der Evolutionsbiologe Mark Pagel, daß soziale Netze Information und Wissen abwerteten. „Kopie habe Kreativität geräuschlos

Nebstehendes Zitat von Akimo: Zum Phänomen der kostenintensiven Ausstellungen von mittellosen Künstlern.

ersetzt. Denn man komme einfach nicht mehr auf neue Ideen. Muß man ja auch nicht. Je mehr wir vernetzt sind, umso mehr können wir kopieren. Wir müssen nichts mehr erfinden, denn Google und facebook lehren uns, daß neue Ideen leicht zu haben sind. Es könnte sogar sein, daß fügsame, gelehrige Kopisten jetzt erfolgreicher sind als diejenigen, die innovativ sind.“ (ebenda)

Nun soll es auch ernsthafte Propagandisten der sozialen Netze geben, etwa den renommierten Soziologen Harald Welzer, die mit Verweis auf den arabischen Frühling darin den Humus neuer sozialer Bewegungen erblicken. Nur bestätigt die Forderung nach einem angeblich sozialverträglicheren Urheberrecht eben genau die beklagte Entwertung kultureller Leistung. Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: Die Piraten sind keineswegs Subjekt dieser Entwicklung, allenfalls ihr zeitgenössisches Sprachrohr. Insofern ist es amüsant, wenn der Kolumnist Matthias Matussek (Spiegel Nr. 23 vom 4.6.2012, Seite 136 f) den „Wohlstandsverwahrlosten, die alles umsonst haben wollen“ aufweist, daß sie geistige Leistung entwerten und in dieser, ihrer Geistfeindlichkeit, sich in beträchtlicher Nähe zu totalitären Ideologien befinden. Nur findet die besagte Entwertung eben schon seit geraumer Zeit statt (und so mancher, der jetzt vorgibt, darunter zu leiden, war und ist maßgeblich daran beteiligt). Die Datenflut ist die vermutlich markanteste Metapher dieser Entwertung; aber es gibt noch andere, nette Indizien: In Plastikfolie verschweißte Paperbacks statt in Leder gebundene Ausgaben mit Goldprägung; C-Prints statt Barytabzüge; MP-3-Dateien statt empfindliche Langspielplatten. Das meint keinen kruden Kulturpessimismus – natürlich hat das Taschenbuch Bildung demokratisiert. ... allerdings wird gerne versäumt, den Gebildeten mitzuteilen, wozu sie gut ist.

### *Kulturgutpflege statt Kulturförderung*

Jedenfalls ist es kaum Zufall, daß zeitgleich zur Diskussion über das Urheberrecht auch – gut: nur einmal mehr – die (staatliche) Kulturförderung im Kreuzfeuer steht. Dabei greift in beiden Fällen das halbdoofoe Bonmot, daß alles schon gesagt ist, nur noch nicht von jedem. Nur scheuen sich offensichtlich die meisten, dies als Aufforderung zu verstehen, den Wert kultureller Leistung überhaupt neu zu justieren. Es sollte aber doch eigentlich stutzig machen, daß ausgerechnet die Piraten mit dem Slogan „Kultur für alle“ antreten

oder von anderen die Gewährleistung materieller Unterstützung als Hauptgrund kultureller Ödnis ausgemacht wird. Bemerkenswert sind nun aber die Verteidigungsstrategien der „Kulturschaffenden“. Wiewohl der ja erst im 18. Jahrhundert allmählich anerkannte immaterielle Besitz von geistigen Leistungen natürlich die notwendige Voraussetzung einer halbwegs geregelten Vermarktung ist, ist dennoch das bisweilen gar weinerliche Betonen der Gefährdung der materiellen Existenz von Künstlern vor allem dann ein ausgesprochen schwaches Argument, wenn gar der Eindruck entsteht, es würde damit implizit der unbedingte Anspruch auf spezifische Formen und Kanäle der Alimentation erhoben. Was den Mitarbeiterinnen von Schlecker widerfährt, kann – freilich etwas anders – auch den Künstlern blühen. Der Musiker, respektive Künstler, kann nicht das Privileg beanspruchen, bezahlt, versorgt zu werden, allein weil er doch „Kulturschaffender“ (es gibt derer in Deutschland rund 300 000) ist. Das ist – beiseite gesprochen – auch der Sinn hinter der Behauptung, daß „Künstler“ eine Zuschreibung ist. Man bezeichnet sich nicht selbst als Künstler. Kurzum: Wo es doch um immateriellen Besitz, um geistige (schöpferische) Leistung geht, da ist diese eben auch zu erbringen. Und sie ist darüber hinaus von den Rezipienten, Zuschauern, Lesern, Ausstellungs- und Theaterbesuchern als wertvoll, werthaltig, als umstritten oder selbst inakzeptabel anzusehen. Man wird hier sinnvollerweise keine Wertmaßstäbe festschreiben. Im Falle totalen Desinteresses aber läuft sicher etwas falsch.

Der „Kulturschaffende“ hat dann wohl Anlaß, über sein Tun und Wirken nachzudenken. Natürlich besteht die Möglichkeit, daß die Konsumenten den „Wert“ einfach nicht erkennen und es sogar niemanden gibt, der als Vermittler auftreten könnte. Ob Spinner oder verkanntes Genie läßt sich bisweilen nicht entscheiden. Nicht zuletzt deshalb dürfte niemand immateriellen Besitz in Abrede stellen. Obwohl ein Urheberrecht notwendige Voraussetzung der Vermarktung geistiger Leistung ist, sind Urheberrecht und Vermarktung eben gerade nicht aneinander zu binden, weil sonst mit jeder Honorarverhandlung implizit die Urheberschaft relativiert würde. Genaugenommen ist dies wohl in den letzten Jahrzehnten passiert.

Hier hat man einen der Punkte, an denen sich die beiden Debatten berühren bzw. in die Quere kommen. Der Kulturförderung ist es sichtlich in den vergangenen Jahrzehnten nicht gelungen, ihren hehren Anspruch einzulösen, breiteste Kreise der Bevölkerung an die „wertvolle“

Kultur heranzuführen, sie wirkte vermutlich sogar kontraproduktiv. Sie hat allenfalls dazu beigetragen, daß sich der Kulturapparat vergrößerte und seine Vertreter, die ganze Gesellschaft, etwas weltfremd als Kulturaffin erleben. Tatsächlich aber wurde und wird bevorzugt nicht Kultur gefördert, sondern Kulturgut gepflegt, wogegen nicht prinzipiell, sondern nur hinsichtlich der Wichtung und seiner korrupten Strukturen etwas zu sagen ist. Geförderte Kultur kann u.U. renitent oder gar politisch werden, weshalb zwar auch soziokulturelle Konzepte und Projekte an passender Stelle vollmundig gepriesen, aber zumeist nur halbherzig unterstützt wurden. Um wieviel unproblematischer ist da ein Mozartfest. Freilich kann die Pflege solchen Kulturguts auch völlig verblöden, etwa durch die Veranstaltung eines Klaviermarathons. Jedenfalls, daß in punkto Kulturförderung einiges im argen liegt, kann man schnell verdeutlichen. Muß eine Ausstellung („Gott weiblich“), die 2008 für Rottenburg eingerichtet wurde und jetzt in Würzburg in eher beschaulichem, evangelischen Umfang erneut präsentiert wird, mit 25 000 € Staatsgeldern gefördert werden? Müssen dem Dommuseum für eine Ausstellung mit Werken von Jannis Kounellis im Herbst ebenfalls über 20 000 € zukommen? Müssen in einem überrepräsentativen Ausmaß religiöse Kunst und Kultureinrichtungen gefördert werden? Man kann auch darüber streiten, ob es uns kulturell weiterbringt, wenn gegenwärtig vielerorts Räumlichkeiten für Laienmusik großzügig bezuschußt werden. Man kann problematisieren, daß bei Kunst-am-Bau-Wettbewerben gerne gut bestallte Akademieprofessoren gewinnen; man könnte sich auch fragen, warum Kulturfunktionäre mit Kulturpreisen geehrt werden (beispielsweise der Kunstreferent der Diözese Würzburg, Jürgen Lenssen, in Würzburg und in Miltenberg – sogar dotiert), wenn sie schlicht ihren Job machen. All das sollte nur nach genauer Einzelfallbetrachtung diskutiert und beileibe nicht pauschal kritisiert werden. Es wird nur nicht darüber diskutiert.

### *Arrogantes Besitzstandsdenken*

Anläßlich der Eröffnung der Ausstellung „Der frühe Dürer“ in Nürnberg ist Bundestagspräsident Norbert Lammert in seinem Festvortrag auf die Kulturförderung eingegangen. Nach seinen Worten werden jährlich in Deutschland rund 10 Milliarden Euro von Bund, Ländern und Gemeinden für Kultur ausgegeben. Der Anteil des Bundes beträgt nicht einmal ein Prozent seines Gesamthaushaltes, bei den Ländern sind es keine zwei Prozent, bei den Kommunen

knapp vier Prozent. Lammert betonte, daß man mit Einsparungen bei der Kultur die Finanzen dieser Körperschaften tatsächlich nicht sanieren kann. Vernünftigerweise kann es diesbezüglich auch nicht darum gehen, einen Kahlschlag bei den Kulturinstitutionen vorzunehmen. Wohl aber geht es um den Wert kultureller Leistung. Geht man beispielsweise davon aus, daß in Würzburg vielleicht rund 5000 Bürger gelegentlich ins Theater gehen und dies obendrein ein Personenkreis ist, der sich in aller Regel auch um zwanzig oder dreißig Euro teurere Theaterkarten leisten könnte, dann darf es wohl verwundern, daß das Theater von der Stadt mit Millionenaufwand am Leben erhalten werden muß, während die Theaterbesucher anderntags beim Italiener um die Ecke ein mehrfaches des Eintrittsgeldes für Saltimbocca alla romana und einer Flasche Barolo ausgeben. Damit wird keineswegs gegen das Theater argumentiert, sondern lediglich festgestellt, daß sich quer durch alle Schichten kulturelle Leistungen einer merkwürdigen Bewertung erfreuen. Klar ist: Gut und gerne 95 Prozent der Bevölkerung interessiert sich nicht für das, woran diejenigen, die sich vor Urheberrecht und Kulturförderung ins Zeug legen, bevorzugt denken. Und dabei jagt eine Vernissage die andere, stehen sich die Menschen vor dem Germanischen in Nürnberg die Füße platt. Auf Auktionen werden Millionen für Munch oder Richter gezahlt. Und für Konzerte von Jay-Z, Kanye West, Bushido sind die Preise für Eintrittskarten ebenfalls kein Thema. (Lassen wir die Ideologie, die diese Gestalten verbreiten, einmal beiseite.) Vielleicht ist ja nur das Verständnis dessen, was Kultur ist, mit den dazugehörigen Wertmaßstäben etwas durcheinander gekommen. Gleichwohl ist das aus einer Presseschau destillierte, emphatische Bekenntnis zur analogen Welt und echten Kultur zwar vielleicht ganz nett, erscheint aber angesichts der Herausforderung, die die Infragestellung des Wertes geistiger, schöpferischer Leistungen gerade auch für Kulturfunktionäre darstellen sollte, nicht besonders dienlich. Oder um noch etwas drastischer zu werden: Es ist dies ebenso vermessenen wie die Reaktion zahlreicher Kulturschaffender auf die Attacken gegen das Urheberrecht mit kleinkariertem Besitzstandsdenken, anstatt den Wert geistiger Leistung wieder unter Beweis zu stellen. Zugegeben einer Charlotte Roche, einem Jonathan Meese, einem Richard David Precht ... man könnte die Liste bis auf lokale Größen herunterbrechen ... wird dies nicht gelingen. ¶

# Lichtblick

Auf unsere US-amerikanischen Helden können wir uns auch nicht mehr verlassen: Entweder wirken sie müde (Obama) oder sind völlig desorientiert, wie dieser Superman, den der Berliner Bildhauer Marcus Wittmers als Eingangsskulptur der Artbreit 2012 in der Adam-Fuchs-Straße von Marktbreit aufgestellt hat. Daraus schließen wir, daß wir uns schon auf uns selbst verlassen müssen. Yes, we can – sozusagen! Daß auch das diesjährige Festival als Erfolg gewertet werden kann, dürfte denn auch der bewährten Teamarbeit rund um eine gute Idee und der nimmermüden Unterstützung von vielen

Sponsoren zuzuschreiben sein. Wahrscheinlich brüten Claus Peter Berneth und seine Mitstreiter bereits jetzt schon über der Artbreit 2014. Damit auch dieses künftige Kulturfest mit Bilder, Skulpturen, Design, Musik, Kinderspielen und Lukullischem wieder von Besuchern und Akteuren angenommen wird. Beeindruckend waren heuer die Skulpturen, von denen wir noch ein Beispiel nennen: den durch die Luft fliegenden „Schwimmer“ des polnischen Bildhauers Wojtek Hoeft. Hoffentlich erreicht der wenigstens sein Ziel. [Text/Foto: sum]



Erlegter Fuchs vor einer Bretterwand, 1904



# Der Tiermaler Heinrich von Zügel

Ausstellung im Museum Georg Schäfer in Schweinfurt

Von Renate Freyisen / Foto: Museum Schäfer

Kühe, Schafe, Schweine, Hunde, alles Tiere, die dem Menschen dienen, in einer natürlichen Umgebung, die eigentlich keinem bestimmten Ort zuzuordnen ist, hat Heinrich von Zügel (1850-1941) sein Leben lang gemalt. Einen Überblick über sein Werk gibt nun das Museum Georg Schäfer in einer opulenten Schau. Zügel galt als Tiermaler par excellence. Denn das Tier steht bei ihm immer im Mittelpunkt, als Wesen mit Persönlichkeit, umgeben von Erde, Bäumen, Wiese, Wasser, Himmel und Licht. Geboren im schwäbischen Murrhardt, wurde Zügel königlicher Professor für Tiermalerei an der Akademie in München, wo er auch starb, wurde zeit seines Lebens mit Ehrungen und Titeln überhäuft, ist aber heute nahezu vergessen. Die Zeit ist quasi über sein Thema hinweggegangen, denn das Nutztier in seiner landwirtschaftlichen Umgebung gilt als Genredarstellung, wird quasi verklärend unter dem nostalgischen Blickwinkel einer unverbrauchten, ursprünglichen Natur gesehen, was aber sicherlich nicht zutrifft, denn auch hier hat der Mensch eingegriffen. Ein solches Sujet wirkt eben heute archaisch. Doch Zügels Kunst ist nicht unter diesem Aspekt zu begreifen. Denn der Betrachter kann bei dessen großem Thema, teilweise in Riesenformaten ausgeführt, auch die Entwicklung des Künstlers verfolgen. Vom Realismus bis zum Naturalismus hin hat er viele der damals gängigen Stilrichtungen und Kunstvereinigungen berührt. Er war ein Sezessionist und hat sich, ausgehend von seinem Generalthema Tier, eigentlich immer mit Farbgebung und Tektonik der Farbe beschäftigt. Dabei hat er, angefangen mit breit hingeworfem Pinselstrich, Tierkörper modelliert, hat sie abgesetzt von einer erdigen bis grautonigen Umgebung oder von dunkleren Bäumen, hat sie durch Lichtführung hervorgehoben, hat später die Farben kraftvoll aufgespachtelt. Dadurch rückt dann das Gegenständliche oft etwas in den Hintergrund zugunsten eines diffusen Lichts, was das Dargestellte mit Helligkeit überzieht. Im Mittelpunkt aber steht von Anfang an das Tier. Bei Kühen betont Zügel das Urtümliche, das Urwüchsige, die Urkraft, auch die Unabhängigkeit vom Menschen, die Persönlichkeit, kenntlich an den unterschiedlichen Köpfen im Kontrast zu den massigen Leibern, gerade bei Gruppen von einigen wenigen Tieren oder beim Ochsengespann. Dagegen tritt der Mensch zurück, in den Schatten, besitzt praktisch nie eine individuelle Eigenheit, erfüllt eben nur die Aufgabe eines Hirten oder Bauern; so hat er nie ein erkennbares Gesicht, trägt nur eine Art Berufskleidung. Schafe malt Zügel wieder anders. Auf frühen Werken treten noch einzelne Tiere hervor,

etwa Muttertiere mit Lämmern; auf späteren Bildern mit Schafen verschmilzt die Herde zu einer wolligen Masse von Tierleibern, fügt sich so in die umgebende Landschaft ein, etwa eine Grasweide, und hebt sich von Bäumen, Himmel und Wasser ab. Hütehund und Mensch, also Schäfer, rücken an den Rand oder tauchen kaum erkennbar im großen Ganzen auf. Bei Schweinen auf einem Stoppelfeld wird durch das neblige Licht, das den Hintergrund mit dem Hirten fast ins Ungegenständliche verschwimmen läßt, die Gestalt der Tiere im Vordergrund sanft modelliert. Bei einer anderen Schweineherde, eher dunkeltonig gehalten, aber auch bei Schafen vor einem Stall, verunklaren Sonnenflecken den Gegenstand, die Tierkörper.

Hunde waren treue Begleiter des passionierten Jägers von Zügel. Bei der Sauhatz umspringen sie einen massigen Eber mit wüst aufgerissenem Rachen, kämpfen gegen die Urgewalt des waidwunden Tieres, wirken selbst auch ziemlich wild und angriffslustig. Beim Porträt eines stolzen Windhundes steht dagegen die elegante Gestalt im Vordergrund als eigenwillige, freie Persönlichkeit. Wenn Zügel Kühe vor dem Pflug auf einem Riesenbild die Ackerfurchen im dunstigen Licht hinaufziehen läßt, läßt er den Betrachter die Schwere und Mühe der Arbeit spüren, verewigt damit aber auch die Kraft der Tiere. Daß Zügel oft vor der Landschaft skizziert hat, ist selbstverständlich; eine Reihe von Zeichnungen und Arbeiten auf Papier zeigt dabei seinen Blick für Atmosphäre. Nach Ansicht der Schweinfürter Museumsleiterin Sigrid Bertuleit ist von Zügels Werk insgesamt einzuordnen „in Augenhöhe mit Uhde, Liebermann, Corinth und Slevogt“. Er selbst bekannte 1913: „Das Tier als solches abzumalen ist mir nie schwer gefallen, aber das Tier mit der Umgebung, d. h. in Luft und Licht, die farbige Erscheinung wiederzugeben in dem Moment, wo sie am schönsten ist, ist manchmal unbezwinglich, weil einem die Form zu viel zu schaffen macht. Form und Farbe gleichwertig hochzuhalten, hielt ich auch immer für das Erstrebenswerteste.“ An über 100 Werken Heinrich von Zügels aus dem Eigenbestand des Georg-Schäfer-Museums und an vielen hochwertigen Leihgaben, vor allem aus München, ist dies nachzuvollziehen. ¶

Bis 14. 10.



## TRAM-Art

Kunst, die in Würzburg so rumsteht.  
Teil 5

Von Ulrich Karl Pfannschmidt / Text u. Fotos

Unter den Augen der Öffentlichkeit, aber doch von ihr ganz unbemerkt, hat sich in Würzburg eine neue, revolutionäre Kunstrichtung entwickelt, wie sie der Welt bisher noch nicht bekannt war. Noch namenlos, könnte man sie TRAM-Art nennen. Es wäre aber vollkommen falsch, in diese Kategorie jene monströsen Vehikel einzuordnen, die, als Zebra verkleidet, an das Tierreich erinnernd, oder als Bierflasche auf die wahre Schönheit des Durstesweisend, durch die Stadt fahren. Also die Fahrzeuge der Würzburger Verkehrsbetriebe, auf denen sich Kunst – und Geschäftssinn auf das Glücklichste vereinen. Sie sind als mobile Objekte eher der kinetischen Kunst zu zurechnen. Nein, in der neuen Kategorie geht es um Werke,

die man ausschließlich von der Straßenbahn aus betrachten kann. Selbst fest auf dem Boden verankert, kann man sie nur aus der Bewegung heraus bewundern. Es geht nicht um die Bewegung des Objektes, sondern um die des Betrachters, was ein wesentlicher, ja vielleicht der entscheidende Unterschied zu anderen Kunstrichtungen ist. Der Kunstbetrachtung ist das Prinzip durchaus vertraut, ein Objekt aus der Bewegung anzuschauen, um es kreisend aus allen Richtungen mit den Augen zu scannen und zu würdigen. Hier aber tritt ein neues Element hinzu, die Bewegung wird auf eine höhere, gewissermaßen künstliche Ebene gehoben, die dem Einfluß des Betrachters entzogen ist. Er wird bewegt, weniger innerlich durch das Kunstwerk, denn dies steht ganz emotionslos in der Gegend herum, als vielmehr durch eben diese Straßenbahn, die, ihn in sich bergend, daran vorbeifährt. Ohnmächtig ist er ihrem Tempo ausgesetzt. Fährt sie schnell, muß der Kunstfreund schneller schauen, geht es mal langsamer zu, erhöht sich die Freude. Der Blick ist konzentriert, ohne kreisendes Abschweifen, auf Vorder- und Rückansicht des Objektes bezogen. Die neue TRAM-Art vereint also den Genuß der Kunst mit dem Spaß an der Bewegung. Lustvoll mag auch der Gedanke sein, daß der Anblick des Werkes als solcher kostenfrei, weil schon im Fahrpreis enthalten ist.

Das avantgardistische Werk steht am Rand der Wörthstraße, zwischen den Gleisen der Straßenbahn und dem Rand der Straße, die an dieser Stelle kein Bürgersteig begleitet. Zwar führt ein Fußweg zwischen den Gleisen und dem Erlebnisbad „Nautiland“ vorbei, doch ist ein Blick auf das Werk für den Fußgänger konsequenterweise durch eine dschungelartige Bepflanzung unterbunden. Der Begriff „Erlebnisbad“ erscheint unter diesen Umständen etwas übertrieben, jedenfalls was die Kunst betrifft. Der Dschungel folgt seinem eigenen Gesetz, er wuchert. Bald könnte das Kunstwerk verschlungen sein, sodaß auch der Straßenbahnfahrer vergebens Ausschau halten wird. Noch aber kann man eine gekrümmte Fläche erkennen, die sich nach Norden beult. Nach Süden, auf dem Bauch der Krümmung, verstärken drei waagerechte Bleche die Konstruktion, die seitlich von einem trägerartigen Blech gestützt wird. Das Werk hat im eigentlichen Sinn keine Masse, da es aus dünnem Edelstahlblech gefertigt ist. Offen muß die Frage bleiben, ob das Werk eine Vorder- und eine Rückseite hat. Für die Sicht aus der Straßenbahn sind beide Seiten gleich wichtig. Auch die Exposition zur Sonne läßt keine Klarheit zu. Wer

sich durch den Dschungel kämpft, kann weiteres entdecken. Das Werk steht auf einer gepflasterten Fläche, die zu einem kleinen, flachen Becken geformt ist. Aus dem Becken ragen einige Rohrstützen, die, heute mit Müll gefüllt, doch einen edleren Zweck in der Vergangenheit ahnen lassen. Zusammen mit Kalkkrusten auf der gekrümmten Fläche deuten sie auf antike Wasserstrahlen hin, die allerdings längst der Trockenheit im Wadi Würzburg zum Opfer gefallen sind. In den Beckenboden sind kleine Scheinwerfer eingelassen, die ohne Zweifel nicht den Anblick des Pflasters auflockern, sondern ehemals die Wasserstrahlen zum Glitzern bringen sollten. Natürlich ist auch hier der Name des Künstlers nicht genannt. Verborgenes im Verborgenen.

Mit einer Fahrt zu dem bahnbrechenden Werk der TRAM-Art sollte man nicht zögern. Denn niemand kann sagen, wann der Dschungel die Plastik endgültig verschlungen haben wird. Wie gesagt, er wuchert. Vor nicht allzu langer Zeit sollen zweifelhaft Subjekte dort Hanfpflanzen angebaut haben. Wenn man nicht wüßte, daß unserer Polizei nichts verborgen



bleibt, könnte man bei der Entdeckung schon an ein Wunder glauben, ein kleines wenigstens. ¶



# On the road

Pedro P. Schildes Museum für Fotografie, Film und Zeitkunst in ... Das wird sich noch ergeben.

Von Bobby Langer

Fotos: Pedro P. Schilde

Das „Museum für Fotografie, Film und Zeitkunst“ ist halb virtuell und halb real. Ob es reell ist, bleibt offen. Pedro Schilde, sein Erfinder, sieht wie 65 aus, ist aber zehn Jahre älter. „In Portugal bekommst du zehn Jahre deines Lebens geschenkt, wenn du ein paar Jahre da bleibst“, sagt er leise und ganz im Ernst. Die Banken sähen das anders; von ihnen einen Kredit zu bekommen, um in Würzburg oder Unterpleichfeld sein Museum neu zu eröffnen, scheint ihnen in diesem Alter unmöglich. Er berichtet: „Nicht die Banken, sondern die Sparkasse.“

Halb virtuell, weil es ein auf Konkretisierung drängender Wunsch des leidenschaftlichen Fotografen ist, aber eben doch ein Wunsch, eine Sehnsucht. Halb real, weil alles Material bei ihm zu Hause in Bergtheim steht: -zig Kameras, mehr als 60 000 Fotos auf zwei Festplatten, historisches Material wie eine Daguerrotypie-Kamera von 1839. „Genug“, sagt er, „daß ich ein paar Jahre lang alle 14 Tage eine neue Ausstellung zusammenstellen könnte.“ Halb real aber auch, weil es dieses Museum schon zweimal gegeben hat, einmal in Bremen, einmal in São Bras de Alportel nahe der portugiesischen Südküste. Und ein drittes Mal, hoffentlich, in Würzburg.

Pedro Schilde ist ein zierlicher Mann. Trüge er kein Halstuch und wäre er nicht sorgfältig gekleidet, trüge er seinen Rucksack nicht so lässig über der Schulter und liefe er nicht auf Turnschuhen, könnte man ihn glatt übersehen. Er spricht gleichzeitig bescheiden und selbstbewußt. Gelegentlich rutschen ihm Satzketzen aus dem Mund, die wie unbeabsichtigt klingen: Gunter Sachs sei bei ihm zu Gast gewesen oder Claudia Schiffer. Und so manche anderen Stars und Sternchen. Außerdem habe er in Deutschland für alle großen internationalen Fotografen in seiner

Galerie Ausstellungen organisiert: Franco Fontana (Italien), Taneli Eskola (Finnland), Holger Stumpf, Michael Kuhr. Allein die gelegentlichen Ankäufe aus dieser Arbeit ergeben eine Kollektion von über 100 Bildern.

Früher war Pedro Schilde Dekorateur und Werbegraphiker, war zwei Jahre an der Bremer Kunsthochschule und machte sich dann selbständig, 32 Jahre, bis 1992. Heute ist er Fotograf, Galerist, Journalist. Jobs erfindet er bei Bedarf für sich selbst. Stehenbleiben und ausruhen, davon träumt er jetzt gelegentlich, aber dann packt ihn wieder Lust an einem Fotothema, die Neugierde auf eine Veranstaltung, und er macht sich auf den Weg, so etwas im Zweifelsfall selbst zu organisieren. Letztes Jahr beispielsweise bot er Würzburg, Schweinfurt und Kitzingen seine Ausstellung „Atomkraftwerke – 25 Jahre Tschernobyl“ an. Dafür hatte er ein halbes Jahr lang alle deutschen Atomkraftwerke fotografiert. „Niemand hat sich dafür interessiert“, sagt er ohne Bitterkeit, „das war vor Fukushima. Als das dann Thema war, hätten sie's gerne gehabt. Aber ich hatte keine Lust mehr.“ Also hat er die Sache in seinen Privaträumen organisiert und bekam doch noch seine Ausstellung: Ein Besucher bat darum, die Bilder im Anna-Hintermayr-Stift in Augsburg ausstellen zu dürfen.

Vermutlich ist Pedro Schilde ein Dickschädel. Und eigenwillig. Was seinem „Museum für Fotografie, Film und Zeitkunst“ gute Chancen einräumt. Dessen Geburt fand 1982 in Delmenhorst und Bremen statt, mit Hilfe von Wolfgang Stemmer. Presse kriegte Schilde mit seiner humorvollen Erfindung, dem ersten Blitzlicht in Dosen. Einen ersten Erfolg errang er mit der Ausstellung „Deutsch-Deutsche Grenze“ des Fotografen Thomas Bernd und Heinrich Heidersberger. Jeden Monat gab es eine neue Ausstellung – zehn Jahre lang. Dann war nach zwei Umzügen erst einmal Schluß, es fand sich kein angemessener Raum mehr. Wolfgang Stemmer wanderte nach Australien aus, Pedro baute einem 7,5 m langen, alten Magirus-Bus die Sitze aus, installierte eine Küche, zwei Betten, WC und Dusche und tingelte los. „Ich hatte Frankreich im Kopf“, erzählt er, aber dann wurde es Portugal. Zwei Jahre lebte er im Bus. „Die beiden Solarpanels gaben ein wunderbar warmes Duschwasser“, schmunzelt er. Ein Jahr verbrachte er in der Villa einer Deutschen, dann kaufte er die Ruine eines portugiesischen Bauernhauses. Denn im Kopf hatte er dieses: Einen Raum schaffen für sein „Museum für Fotografie,

Film und Zeitkunst“. Wenn nicht in Delmenhorst, dann eben in São Bras de Alportel, Portugal. Wie er das finanziert habe, will ich wissen. „Ach, das war kein Problem“, sagt er, „ich hab' am Strand von Villa Mora für Touristen Portraits und Karikaturen gemalt. Das gab an einem guten Abend 150 Euro, genug, um wieder Steine zu kaufen und weiterzuarbeiten.“ Nach zehn Jahren war es so weit. Das Museum konnte eröffnet werden. Portugiesisch war kein wirkliches Problem. „Die Jungen sprechen alle Englisch.“ Außerdem gab es eine große deutsche Exilgemeinde, die auf seine Ideen gespannt war. Beispielsweise auf die portugiesische Brunnenausstellung „Wasser ist Leben“, ein Thema, das die Leute vor Ort bestens verstanden. Oder die Liebesbriefe des Horst Janssen, poetisch exzentrische Wunderwerke und Kombinationen von Text und Bild, die der berühmte Oldenburger Maler an 365 Tagen im Jahr an seine Geliebte „Viola“ geschrieben hatte. Die deutsche Gemeinde wußte es zu schätzen. So wurde Janssen eben nicht nur in Basel, London, Göteborg oder Chicago ausgestellt, sondern auch in São Bras de Alportel. Einige dieser Liebesbriefe werden im Herbst in Würzburg zu lesen und zu sehen sein.

Acht Jahre lief das neue „Museum für Fotografie, Film und Zeitkunst“ in Portugal. Im Herbst 2010 ging es wieder on the road. Denn zwei Umstände ergänzten sich: Schildes Sohn zeigte kein Interesse an Portugal, und ein Schönheitschirurg aus London verliebte sich in sein Haus und bot einen stattlichen Preis. Also brach Pedro Schilde erneut seine Zelte ab und kehrte nach Deutschland zurück. Seine Atomkraftwerk-Bilder hat er dem Folkwang Museum in Essen angeboten und sucht jetzt in Unterfranken eine neue Bleibe für sein „Museum für Fotografie, Film und Zeitkunst“. In Würzburg hat er schon ein Auge auf das alte Mozartgymnasium geworfen. Oder denkt darüber nach, sich am Bürgerbräugelände zu beteiligen. „Mal sehn“, sagt er, „man muß immer weitermachen. Einen freiwilligen Helfer habe ich schon, vielleicht kommen noch mehr. Allein ist das ein zu großes Ding.“ Seinen Museumsbestand hat er inzwischen seinem Sohn Andreas übergeben. „Ich hoffe“, sagt er, „er wird mein Erbe würdig vertreten und weiterführen!“ Trotzdem: Pedros Augen blitzen immer noch unternehmungslustig. Jetzt fährt er erst mal zur DOCUMENTA. ¶

*FOTOGRAFIE BRAUCHT PERMANENTEN RAUM*: Kontakt:  
Pedro P.Schilde, Fotograf und Graphiker, Industriestr. 8, 97241  
Bergtheim, Tel.: 09367/9898018, 0170-8716313, museum.  
fotografie@web.de



**IM** 1982-2012  
**30 JAHRE**  
PS MUSEUM  
FOTOGRAFIE + ZEITKUNST  
FORSCHUNGS-INSTITUT  
FOTOGRAFIE





# Kein Licht im Dunkel

Die Hermannsschlacht im  
Würzburger Theater

Von Renate Freyzeisen  
Foto: Falk von Traubenberg

**H**einrich von Kleist hat 1808 das Stück „Die Hermannsschlacht“ geschrieben. Es geht darin um die Schlacht im Teutoburger Wald, in der das Heer der Römer 9 nach Christus unter dem Feldherrn Varus von den Germanen unter der Führung des Arminius oder Hermann vernichtend geschlagen wurde. Doch das fünfaktige Versdrama erlebte erst 1860, lang nach dem Freitod des Dichters 1811, seine Uraufführung. Warum so spät? Kleist hatte es „ganz auf den Augenblick“ hin konzipiert, also auf die aktuelle, politische Lage zur Zeit der Entstehung, unter dem Eindruck der Erhebung in Spanien gegen Napoleon und der uneinigen Rheinbund-Fürsten; er widmete es „den Deutschen“, verherrlichte dabei aber seine Titelfigur Hermann nicht, im Gegenteil: Der Cheruskerfürst wird hier als machtgierig, skrupellos und verschlagen dargestellt, sein Amt sei Haß, seine Tugend Rache. Er ist also keineswegs ein glänzendes Vorbild oder als Held zur Nachahmung empfohlen. Gezeigt wird, wie Kriege lanciert werden, wie einer um des eigenen Vorteils willen andere manipuliert und wie dabei die Bindungen der Völker untereinander zerstört werden. Also eine kritische Sicht auf alles Kriegerische; das paßt zu Kleists Einstellung zum Militär – er quittierte den Dienst früh. Doch im späten 19. und vor allem im 20. Jahrhundert unter den

Nazis wurde Hermann als „echter Deutscher“ und nationales Vorbild verklärt und die Schlacht im Teutoburger Wald als nationale Großtat gefeiert, infolgedessen Kleists Stück häufig gespielt mit einer Schwarz-Weiß-Zeichnung; die Guten waren die Deutschen, die Schlechten die Römer und somit alle Ausländer. Nach 1945 aber brach das Interesse an dem Drama ein. Ähnlich wie Kleists Zeitgenossen wenig damit anzufangen wußten, verschwand es erst einmal in der Bühnenversenkung. Verständlich, denn alles, was mit Deutschtümelei und Nationalstolz zu tun hatte, war angesichts des Horrors des 2. Weltkriegs wenig erwünscht. Erst jetzt entdeckt man wieder die zwiespältigen Aussagen Kleists zum germanischen Heroentum, wobei aber Kleist selbst sein Vaterland wirklich bedroht sah.

Stefan Suschke hat nun für das Mainfrankentheater Würzburg das Kleistsche Problemstück mit Schärfe und Hintergründigkeit eingerichtet. Er läßt es in einem verkommenen Schlachthof spielen. Und gleich zu Anfang wird ein überdimensionierter blutiger Kopf eines Auerochsen als Jagdtrophäe auf die Bühne geschleppt, Signale, die auf kritische Distanz zu den angeblich historischen Vorkommnissen hindeuten, – die Varus-Schlacht war wohl eher ein Überfall aus dem Hinterhalt heraus –, und eine zwiespältige Stellung zur Hauptfigur einnehmen. Auch die Germanen werden nicht als einheitliches Volk gesehen, sondern als zerstrittener Haufen, äußerlich sichtbar an den verschiedenen Kopfbedeckungen (Ausstattung: Momme Röhrbein). Nur wenn sie die Bierflaschen heben und sich siegesbewußt zuprosten, scheinen sie einig. Alle Germanen sind schwarz gekleidet im Gegensatz zu den weiß gewandeten Römern. Daß Feldherr Varus von einer Frau, von der zurückhaltend zivilisiert sich gebenden Maria Brendel gespielt wird, kann zweierlei bedeuten: Einmal, daß die Römer im Gegensatz zu den etwas groben Germanen ein schwaches, leicht verweichlichtes Volk sind, andererseits, daß sie mehr Sensibilität besitzen, vor allem, wenn man den römischen Gesandten Ventidius einbezieht, von Kai Christian Moritz überlegt, freundlich und gebildet gezeichnet. Doch damit sind sie der Kraftmeierei und Brutalität, mit der Hermann gegen seine Gegner vorgeht, unterlegen. Am grausamsten ist der Umgang mit der von den Römern – allerdings auf hinterlistiges Betreiben der eigenen Landsleute – vergewaltigten Hally, der Tochter des Waffenschmieds. Zuerst wird sie von ihrem Vater getötet, dann wie das Schlachtvieh an einer Kette aufgehängt und im Nebenraum deutlich hörbar zerstückelt,

damit schließlich die blutigen Leichenteile die germanischen Stämme weiter zum Kampf gegen die Römer aufstacheln. Auch Ventidius trifft ein ähnliches Schicksal, als er von Thusnelda, der Frau Hermanns, im Liebesakt erwürgt, ins Schlachthaus abtransportiert wird. Und der Sieg der Cherusker über die Römer bedeutet nicht Frieden, sondern weiteres Töten, denn das Drama endet mit dem Schlachtruf „nach Rom selbst mutig aufzubrechen!“ Während bei der späten Uraufführung sich die Zuschauer noch an erhebendem nationalen Gefühl berauschten, ansonsten aber das Theater ratlos verließen, hinterläßt die heutige Inszenierung einen bewußt irritierenden, deprimierenden Eindruck. Verstärkt wird dies durch ein Zwischenspiel, extra für Würzburg geschrieben von Lothar Trolle, Schriftsteller aus Berlin; es enthält in einem Endlostext individuelle Kriegererfahrungen, Zeugnisse von Personen, die den 2. Weltkrieg erlebten und erlitten und deren menschliches Miteinander dadurch zerstört wurde. Diese Anklage gegen den Krieg wird vom ganzen Ensemble abwechselnd vorgetragen und erinnert an den Chor in einem antiken griechischen Drama. All dies drückt das Grauen aus, das der Krieg verbreitet, und versetzt den Germanenkampf aus der historischen Distanz in unsere Nähe. Daß dieser Chor vor der Entscheidungsschlacht gegen die Römer eingeschoben wurde, verstärkt die Aktualität des Stücks. Deutlich wird so, was Krieg im Menschen auslöst: Angst, Verzweiflung, Wut, Verrohung, Aggressivität. Und es unterstreicht so die verwirrende und beunruhigende Aussage Kleists. In eine solche Sicht paßt die Figur des Cheruskerfürsten. Bernhard Stengele ist ein grandioser Hermann, unberechenbar, mal scheinbar locker und freundlich, dann wieder herablassend, mal scheinbar unterwürfig gegen seinen Konkurrenten, den Suebenfürsten Marbod, im Rollstuhl und doch bestimmend: Klaus Müller-Beck, begleitet von seinem scharfzüngigen Rat, Rainer Appel. Dann wieder zeigt Hermann kalte Berechnung, wenn er seine eigenen Kinder seinem Machtstreben opfern will, und wartet schlau die Reaktionen seiner Gegner ab. Am gemeinsten verhält er sich gegenüber seiner Frau Thusnelda, die er für seine Strategiespiele gnadenlos ausnützt. Anne Diemer beeindruckte als sensible, durchaus selbstbewußte Lichtgestalt im düsteren Szenario; am Ende zerbricht sie an der Einsicht, daß sie nur ein Mittel zum Zweck war, um Ventidius, der sie mit Gesang und Poesie umwirbt, zu vernichten. Die homogene Leistung des ganzen Theaterensembles wurde mit viel Beifall gewürdigt, ob das Stück gefiel, stand nicht zur Debatte. ¶

Bernhard Stengele als grandioser Hermann

# Mann rosa

Gutes Boulevardtheater im Chambinzky

Von Renate Freyisen

Foto: Chambinzky

Gutes Boulevardtheater ist selten. Meist driftet es in Klamauk ab, oft stimmt das Tempo nicht, oder das Ganze enthält nur ein paar Slapstick-Nummern für Leute, die gern schenkelklopfend dröhnend lachen wollen. Die Bühnenstücke von Francis Veber, des 1937 geborenen französischen Komponisten, Drehbuchautors und Regisseurs aber leben von einem Merkmal, von einer Figur, von dem harmlosen Kleinbürger François Pignon; der setzt sich gegen alle Anfechtungen des Alltags durch, gerade weil er vieles nicht begreift und so immer wieder in ungewollte Situationen hineinschlittert. Dabei fließt häufig eine Prise Kritik an unseren gesellschaftlichen Zuständen ein. So wie auch in „Ein Mann sieht rosa“. Im Theater Chambinzky hatte das Stück nun erfolgreich Premiere, inszeniert von Gwendolyn von Ambesser, die mit genüßlichem Schmunzeln auf ein Verhaltensmuster hinweist, das hier aufs Korn genommen wird, nämlich auf eine geradezu öffentlich zelebrierte Toleranz gegenüber Homosexuellen, wodurch wohl eigentlich Verklemmung vertuscht werden soll. Veber hat seine Komödien auch verfilmt; bekannt ist vor allem „Der große Blonde mit dem schwarzen Schuh“; sein „Mann fürs Grobe“ war dabei wie in „Ein Mann sieht rosa“, Gérard Depardieu; hier spielte er den eitlen Macho Felix Satini, den Personalchef, der sich auf dringendes Anraten seines zweiten Direktors Monsieur Guillaume hin seine blöden Sprüche und sein rüdes Verhalten gegenüber Frauen und Homos abgewöhnen soll. Das Geschehen beginnt mit einem Desaster: Die Hauptfigur, der schüchterne Buchhalter Pignon, fast schon geschieden und Vater eines Sohnes, soll entlassen werden. Schon lange arbeitet der fleißige Pignon für eine Gummifabrik, die auch Kondome herstellt. Verzweifelt ob seiner Lage, will er sich vom Balkon stürzen. Doch sein neuer Nachbar, der Rentner Belone, bekommt dies auf der Suche nach seiner Katze mit und hat auch gleich eine Idee, wie Pignons Kündigung vereitelt werden könnte: Durch praktizierten Minderheitenschutz, sprich: keine Ressentiments

und diskriminierenden Maßnahmen gegen Homos, schon gar nicht bei der speziellen Produktlinie des Arbeitgebers. Also lanciert Belone eine angeblich eindeutige Fotomontage ins Büro von Pignon, der wird sogleich als schwul geoutet, und schon faßt man ihn mit Samthandschuhen an. Die Kündigung wird rückgängig gemacht, Pignon aber steht der neuen Lage ziemlich hilflos gegenüber, wird sogar noch der Pädophilie verdächtigt, weil er seinen Sohn besucht hat, schließlich aber klärt sich alles:



Das kompromittierende Foto

Die Ehefrau ist für ihn endgültig passé, dafür tun sich neue, viel versprechende Liebesbande auf zur attraktiven Oberbuchhalterin Madame Bertrand. Wer aber seine verborgene Homosexualität entdeckt und sich schließlich dazu bekennt, wird nicht verraten. Im Würzburger Theater Chambinzky war die Aufführung der Komödie eher von leisen Tönen bestimmt, mit schnellen Szenenwechseln zwischen der Wohnung Pignon mittels eines Vorhangs, dem Büro mit den beiden weiblichen Angestellten und dem etwas erhöht gelegenen Chefzimmer. Auch ein Ausblick ins Grüne – wegen des ominösen Balkons für den geplanten Selbstmord – ist angedeutet. Den turbulenten Folgen seines angeblichen „Andersseins“ ist der ruhige, zurückhaltende Monsieur Pignon quasi willenlos ausgeliefert. Volker Baumann, dünn und als „Spargel“ apostrophiert – nicht, wie im Originaltext, als „Frosch“ – , also keineswegs ein Adonis, gewinnt durch seine freundlich-distanzierte, Art Mitleid und Anerkennung und paßt so bestens, äußerlich wie im Auftreten, zum Profil dieser Figur. Sein „Gegenspieler“ Satini wird von Joachim Vogt als nerviger Kraftprotz mit markigen Sprüchen, aber als eigentlich unsichere Person gezeichnet. Vor

allem die Damen im Büro haben ihn dick: Da ist die türkischstämmige Sekretärin Ariane, Amanie Kayed, stets chic und mit passendem Kopftuch, die sich ständig die doofsten Anreden von Satini gefallen lassen muß. Solche Äußerungen wagt er Madame Bertrand gegenüber nicht; denn die Oberbuchhalterin, souverän, selbstbewußt, eine kühle, dunkelhaarige Schönheit, ist ihm überlegen. Ana Dyulgerova brillierte in dieser Rolle, sprachlich wie mimisch, und bewegte sich charmant, übrigens der erste Auftritt der bulgarischen Schauspielerin in Deutschland. Auch Michael Engelhardt als sehr um den Betriebsfrieden bemühter Chef und Norbert Straub als feinsinniger, älterer Herr und schlauer Pensionist Belone, mit einer Affenliebe zu seiner Wuschelkatze und vielleicht doch verdeckten Absichten Pignon gegenüber – was dieser natürlich gar nicht „spannt“ –, gestalten ihren Part glaubhaft und differenziert. Am Ende gab es Riesenbeifall bei der nicht ganz ausverkauften Premiere. ¶

## Das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens

Konzert-Lesung mit Iva Slancová und Franz Josef Erb in der Neubaukirche

Text /Foto: Frank Kupke

Mit knapp 150 Zuhörern war die Konzert-Lesung, die die Organistin Iva Slancová und der Germanist und Altphilologe Franz Josef Erb in der Würzburger Neubaukirche gaben, erstaunlich gut besucht. Schließlich ging es in der vom Institut für Musikforschung der Uni Würzburg organisierten Veranstaltung um ein auf den ersten Blick recht ungewöhnliches Thema, und zwar um die emotionalen und gedanklichen Irrungen und Wirrungen des Individuums zu Beginn der Neuzeit. Dies ist nämlich der Stoff der Schrift „Das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens“, die der Pädagoge, Philosoph und Theologe Johann Amos Comenius (1592-1670) im Jahr 1623 auf Tschechisch

und anno 1631 auf Deutsch veröffentlichte. Der bedeutende moderne tschechische Komponist Petr Eben (1929-2007) hat diesen Text zur Grundlage eines seiner letzten von ihm vollendeten Werke gemacht. In dem 14-teiligen Stück werden immer wieder einzelne Passagen des Comenius-Textes vorgetragen, die die Orgel akustisch illustriert. Geschildert wird hierbei, wie das lyrische Ich von einem namenlosen Begleiter, der wie eine Mischung aus Dantes Vergil und dem Teufel in den Versuchungsgeschichten Jesu in den Evangelien daherkommt, durch die Welt geführt wird. Und diese Welt ist natürlich die damalige Welt des Dreißigjährigen Krieges. Aber mit Blick auf das Streben nach beruflichem Erfolg und privatem Glück, nach Anerkennung und Einfluß unterschieden sich die Menschen des frühen 17. Jahrhunderts offenbar nur unwesentlich oder gar nicht von den heutigen Menschen. Ob es freilich den kritischen Geistern – zu denen Comenius seinerzeit gehörte – auch im 21. Jahrhundert so leicht fallen würde, angesichts



Organistin Iva Slancová und der Rezitator Franz Josef Erb

der Vergänglichkeit allen menschlichen Strebens und Seins, flugs die Flinte ins Korn zu werfen, um den Salto mortale zurück in den religiösen Irrationalismus zu machen, wie dies der Ich-Erzähler bei Comenius tut, darf bezweifelt werden und ist angesichts der damit zumeist einhergehenden Dogmatisierung des Denkens und Fühlens eh nicht sonderlich wünschenswert. Ohnehin ist der Sprung ins Irrationale auch im Comenius-Text keiner ins kirchlich Verbürgte. Dies macht die literarische Christus-Figur, die der Ich-Erzähler am Ende in der Introspektion zu erkennen glaubt, überdeutlich; die Christus-Figur hat nämlich nur wenig von der traditionell-kirchlichen Gestalt des Gekreuzigten oder Auferstandenen an sich, sondern erscheint vielmehr wie eine human und humanistisch abgemilderte Vorform und Ahnung von Nietzsches Übermensch.

Daß der Comenius-Text trotz derartiger theologischer Implikationen nichts an seiner menschlich-allzumenschlichen Aktualität verloren haben muß, macht die großartige Umsetzung in Musik durch den Komponisten Petr Eben deutlich – und lag in dem Konzert an der Art und Weise, wie die Ausführenden Ebens Werk zu Gehör brachten. Mit großem Gespür für die mal feinziselierte, mal blockhaft gebaute Struktur, registrierte die Organistin Iva Slancová das ungeheuer anspruchsvolle Werk. Ob stürmische Ostinati im Abschnitt „Das Rad der Frau Fortuna“ oder zart sphärische choralartige Partien im Teil „Die Heimkehr zu Gott“ – stets machte Slancová Ausdruck und Gehalt der Komposition plastisch, wobei sie sich mit großer Virtuosität an den Manualen und auf dem Pedal der Schuke-Orgel präsentierte. Comenius heißt übrigens eigentlich auf tschechisch Komenský und ist in Nivnice in der Tschechischen Republik geboren. Und auch die Würzburger Organistin Iva Slancová stammt aus der Tschechischen Republik. Eine große rezitatorische Leistung vollbrachte Franz Josef Erb als Sprecher. Der Oberstudienrat am Matthias-Grünwald-Gymnasium schaffte es, den Text mit großer Deutlichkeit und Akkuratess vorzutragen und dennoch gleichzeitig den Inhalt vorlesend mitzuvollziehen, ohne die Sätze künstlich zu dramatisieren. So – und in Verbindung mit dem Orgelspiel – konnte sich die enorme Sogkraft dieses Werkes voll entfalten. Da war es kein Wunder, daß beide Ausführenden stürmischen Applaus für ihre Darbietungen ernten konnten. ¶

## Entflammt für zeitgenössische Musik

Die Konzertprojekte von „flammabis“.

Text /Foto: Frank Kupke

Vorbei sind die Zeiten, in denen sich die musikalische Avantgarde aus Angst vorm Mainstream-Klassik-Publikum in den elitären Elfenbeinturm zurückzog, um fürderhin die große Klangkunst nur noch im Kreis eingeschworener Gleichgesinnter zu Gehör zu bringen. Arnold Schönberg war es gewesen, der anno 1918 vor

allem wegen der wüsten Reaktionen des damaligen Konzertpublikums auf den hohen Dissonanzgrad seiner expressionistischen Musik den Weg von der Öffentlichkeit in die Privatheit ging und den „Verein für musikalische Privataufführungen“ initiierte.

Heutzutage ist zeitgenössische Klassik ein reines Spartenprogramm. Das breite Konzertpublikum braucht sich in den klassischen Sinfoniekonzerten nur hin und wieder mit jener Musik zu beschäftigen, die nach dem Zusammenbruch seiner schönen alten Welt – nämlich nach dem Ende der Reiche der Hohenzollern, Habsburger und Romanows – komponiert wurde.

So fristet die musikalische Avantgarde ein Schattendasein. Umso begrüßenswerter ist es, wenn die Macher – Komponisten und Instrumentalisten – zeitgenössischer Musik sich vom Elfenbeinturm hinabbegeben, um sich an das breite Publikum zu wenden, wohl wissend, daß sie mit ihren akustischen Erzeugnissen nicht automatisch auf Wohlwollen stoßen werden. Eine Gruppe, die dies schon seit geraumer Zeit dennoch wagt, ist der Verein „flammabis“ mit Sitz in Helmstadt. Seit zwölf Jahren macht sich „flammabis“ als Veranstalter von Einzelkonzerten und Konzertreihen für die zeitgenössische Musik stark. Heuer eröffnet das „Aiolos“-Duo – das sind der Würzburger Flötist Mathias von Brenndorff und die an den Musikhochschulen in Stuttgart und Karlsruhe lehrende Harfenistin Maria Stange – am 9. Juli, um 20 Uhr, im Tanzspeicher des Würzburger Kulturspeichers die „flammabis“-Konzertreihe.

„Ohne diese neue Musik gäb es bestimmte Entwicklungen auch und gerade in der Popmusik gar nicht“, sagt „flammabis“-Vorsitzender Hubert Hoche, der selbst Komponist moderner Musik ist und eigentlich aus dem Rockmusik-Bereich kam, bevor er zur modernen Klassik wechselte. Hoche verweist auf die isländische Pop-Sängerin Björk, die aus ihrer Begeisterung für die elektronischen Musikwelten eines Karlheinz Stockhausen nie einen Hehl gemacht hat. Die nordische Pop-Ikone ist damit übrigens durchaus auf einer Wellenlänge mit dem 2007 verstorbenen Großmeister der elektronischen Musik Stockhausen, der sich nämlich schon immer gewünscht hat, daß Platten mit Aufnahmen seiner Musik in den Musikläden mitten unter die Pop- und Rock-Platten gemischt würden. Ganz abgesehen davon, ist ja bekanntlich Stockhausens eines der zahlreichen Konterfeis, die das legendäre Cover des Beatles-Albums „Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band“ von 1967 zieren.

„Die zeitgenössische Musik ist ein Spiegelbild des



Von links: Hubert Hoche (Vorsitzender von „flammabis“, Komponist) und Mathias von Brenndorff (Flötist und einer von drei Stellvertretenden Vorsitzenden von „flammabis“)

Zeitgeistes“, sagt der Flötist Mathias von Brenndorff. „Sie ist eine Suche nach neuen musikalischen Ausdrucksformen – und zwar selbst dann, wenn sie vielleicht auf Musikarten zurückgreift, die um das Jahr 800 komponiert wurden und für unsere Ohren wiederum überraschend anders und neu klingen.“ Mit Blick auf das Konzert am 9. Juli verspricht er zwei spannende Uraufführungen, zum einen das Stück „Lips“ des Berliners Peter Köszeghy, der vor allem von den spieltechnischen Möglichkeiten des Instrumentes aus komponiert, zum anderen das Stück „Nymphs“ des Düsseldorfers Erik Janson, der in erster Linie als Klang-Experimentator ans Instrument herangeht.

Daß der Verein, wie der Vereinsname „flammabis“ („du wirst brennen“) schon sagt, in der Tat Feuer und Flamme für die zeitgenössische Musik ist, machen seine zahlreichen Projekte deutlich. Als

weiteres Konzert ist der Auftritt des Streichquartetts „Aurelia“ für den 30. September und 1. Oktober in Aub geplant. Bei der Veranstaltung handelt es sich um eine Kooperation mit dem in Aub beheimateten Verein „Ars musica“. Daß dem Verein „flammabis“ selbst eine weiterhin erfolgreiche Zukunft beschieden ist, ist wünschenswert und wahrscheinlich. Immerhin gibt es „flammabis“ schon seit zwölf Jahren. Schönbergs „Verein für musikalische Privataufführungen“ existierte nur drei Jahre (was allerdings vor allem der Hyperinflation des Jahres 1921 zuzuschreiben war). ¶



## Kultur

„L'estel ferit“ ist mittlerweile ein kleines Wahrzeichen am Strand von Barceloneta geworden. Die anlässlich der Olympischen Spiele 1992 errichtete Skulptur der Künstlerin Rebecca Horn ist dazu ein markanter und beliebter Treffpunkt. Was macht eigentlich der Würzburger Skulpturenweg?

[Text/Foto: as]

Anzeige

[www.hafensommer-wuerzburg.de](http://www.hafensommer-wuerzburg.de)

# Hafensommer Würzburg

Festival am Alten Hafen Würzburg  
24.7.–15.8.2012

## Sommer-Highlights 2012

- 26.07. Jane Birkin
- 27.07. Nils Petter Molvær
- 28.07. Rebekka Bakken
- 29.07. jbbg/Wolfgang Dauner
- 01.08. Supersilent feat. John Paul Jones (Led Zeppelin)
- 02.08. Fatoumata Diawara
- 05.08. Caravan Palace

## Weitere Programmpunkte

Bauchklang, Elliott Sharp, Mohammad Reza Mortazavi, 17 Hippies, Stian Westerhus, Pauline Croze, Synje Norland, Gabby Young & Other Animals, Otto Lechner/Arnaud Méthiviér, Die Goldenen Zitronen, Kristof Schreuf, Max Uthoff, Reiner Kröhnert, Twincity European Jazz Project, Karo, Mina Tindle, Stabil Elite, Niels Frevert

u. a.

STADT  
WÜRZBURG



## Short Cuts & Kulturnotizen

Unter dem Titel „Kunst vor Ort“ präsentieren vom 7. bis zum 8. Juli 2012, jeweils von 12 bis 19 Uhr, die Künstler **Dorette Jansen**, Dürrengasse 2A, **Ulrich Jung**, Obere Hauptstraße 27, **Rita K. Kolb**, Untere Hauptstraße 35, **Sylvia Peter**, Forum Botanische Kunst / Im Alten Stern, Obere Hauptstraße 18, und **Marco Schraud**, Veitshöchheimer Str. 7 in ihren Thüngersheimer Ateliers Plastiken, Metallkunst, Schmuck und Malerei. [as]

Damit die Besucher des Museums im Kulturspeicher auch mal den Weg hinter das Gebäude, zur Arte Noah des Würzburger Kunstvereins, finden, können sie sich jetzt Freikarten dafür an der Rezeption des Museums mitnehmen. Ist der Eintrittspreis für das Kunstschilder bislang sowieso klein, können sie nun die Ausstellungen auf dem Wasser kostenlos besuchen. Ein nette Idee, die hoffentlich viele Besucher motiviert. [as]

Eine Initiative der MiKs, das sind die Jungen Freunde des Kulturspeichers, möchte die Würzburger Bürger dazu bringen, ihre möglicherweise vorhandene Sammelleidenschaft zu offenbaren.

Dazu sollten diese ihre Sammelobjekte fotografieren und die Fotos zusammen mit einem kleinen Sammlersteckbrief dann an [sammlerliebe@die-miks.de](mailto:sammlerliebe@die-miks.de) schicken.

Anlässlich der aktuellen Wechsellausstellung „Sammeln, was man liebt“ (noch bis zum 22. Juli) sollen die eingesandten Beiträge dann im Foyer gezeigt werden.

Mehr Infos unter [www.die-miks.de](http://www.die-miks.de) [as]

Die Zeit der Festivals in Würzburg geht munter weiter. Vom 21. bis 24. Juni geht das allseits beliebte und äußerst preiswerte **Umsonst & draussen** auf der Mainwiese unterhalb der Talavera über die Bühnen. Selbstredend mit vielen, vielen interessanten Musikern und Bands aus ganz Europa. Zum 25ten Jubiläum hat man dazu eine spannende Ausstellung vorbereitet. Es wird eine 1951 beginnende Zeitreise durch die 60jährige Geschichte der Pop und Rock Musik in Würzburg sein. Man kann jetzt schon davon ausgehen, daß eine gehörige Anzahl in die Jahre gekommener Ex- oder Nochmusiker aufs Gelände pilgern werden um sich das reinzuziehen. Für die Jüngern dürfte das genauso interessant sein, denn Würzburg hatte schon mal eine äußerst lebhaft und umtriebige Musikszene. So ist der Fokus denn auch nicht auf die Größen, die hier gastierten, gerichtet,

so Ralf Duggen vom U&D Verein, sondern mehr auf die lokalen Bands, welche der jeweiligen Zeit den musikalischen Stempel aufgedrückt haben. Da gab es einige.

Daß die Übersicht nicht vollständig sein dürfte, angesichts der Recherche Probleme mit der Fülle, wird den Spaß daran kaum trüben.

Als Erweiterung der Ausstellung hat der Würzburger Tilman Hampl dazu QR-Codes (das sind die schwarzweißen, schachbrettartigen Dinger an der Wand) entwickelt, die an Gebäuden der Stadt angebracht werden, welche einen pophistorischen Kontext haben. Dort kann man dann vor Ort sich Infos auf das Smartphone holen. Das hätte man mal einem Musiker vor 50 Jahren erzählen sollen. [as]

Die **studentische Bühne der KHG Würzburg** wartet im Juli mit zwei interessanten Produktionen auf: Amerikas Dauerbrennerstück „RENT“, ein Broadwaymusical von Jonathan Larson, 1996 in New York uraufgeführt. Es wurde unter anderem mit dem Tony Award und dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet und weltweit in 45 Ländern und 24 verschiedenen Sprachen gezeigt. Der Inhalt fußt auf Puccinis „La Bohème“ und umfaßt genau ein Jahr aus dem Leben der beiden Künstler Mark und Roger, die gemeinsam mit ihren sechs Freunden in der New Yorker East Side unter ärmlichen Verhältnissen in einem heruntergekommenen Wohnblock leben.

*Die Produktion des Theater AK der KHG mit über 20 Mitwirkenden, und rockigen Sounds von einer Liveband wird am 5./6./7./8./11. und 12. Juli jeweils um 20.30 Uhr im Großen Saal der KHG, (in englischer Sprache) gezeigt. Saalöffnung erfolgt gegen 20 Uhr. Der Eintritt ist frei.*

Und: „Der Reigen“ von Arthur Schnitzler. In zehn Dialogen werden die Momente vor und nach dem Beischlaf geschildert. Jeweils eine seiner Figuren geht dabei, wie es der titelgebende klassische Tanz vorgibt, zum nächsten Partner über. Die pikanten Episoden sind teils tragischer, teils komischer Natur und erzählen von Verlangen, Macht, Begierde, Verrat, Lust und manchmal sogar von Liebe. Die KHG zeigt die zehn Szenen inszeniert von zehn Regisseuren und beleuchtet die komplexe Thematik des Stückes damit wortwörtlich aus verschiedenen Blickwinkeln. [sum]

*Zu sehen ist der abwechslungsreiche und bunte „Reigen“ am 13./14. und 16. Juli um 20.30 Uhr im Innenhof der KHG, Hofstallstraße 4, 97070 Würzburg. Der Eintritt ist wie immer frei! Weitere Informationen unter: [www.khg-theater.de](http://www.khg-theater.de).*



# PETER BELOW

**Blitzableiter > > > > > > horizontal !**

---

*Eine Retro-Vision > > > 27. April – 2. Juni & 8. Juni – 22. Juni 2012*



**HALLE AM WASSER \* DIREKT HINTER DEM HAMBURGER BAHNHOF \*  
INVALIDENSTRASSE 50 \* 10557 BERLIN \* DI – SA 11 – 18 UHR**

---

[www.blitzableiter-horizontal.de](http://www.blitzableiter-horizontal.de)